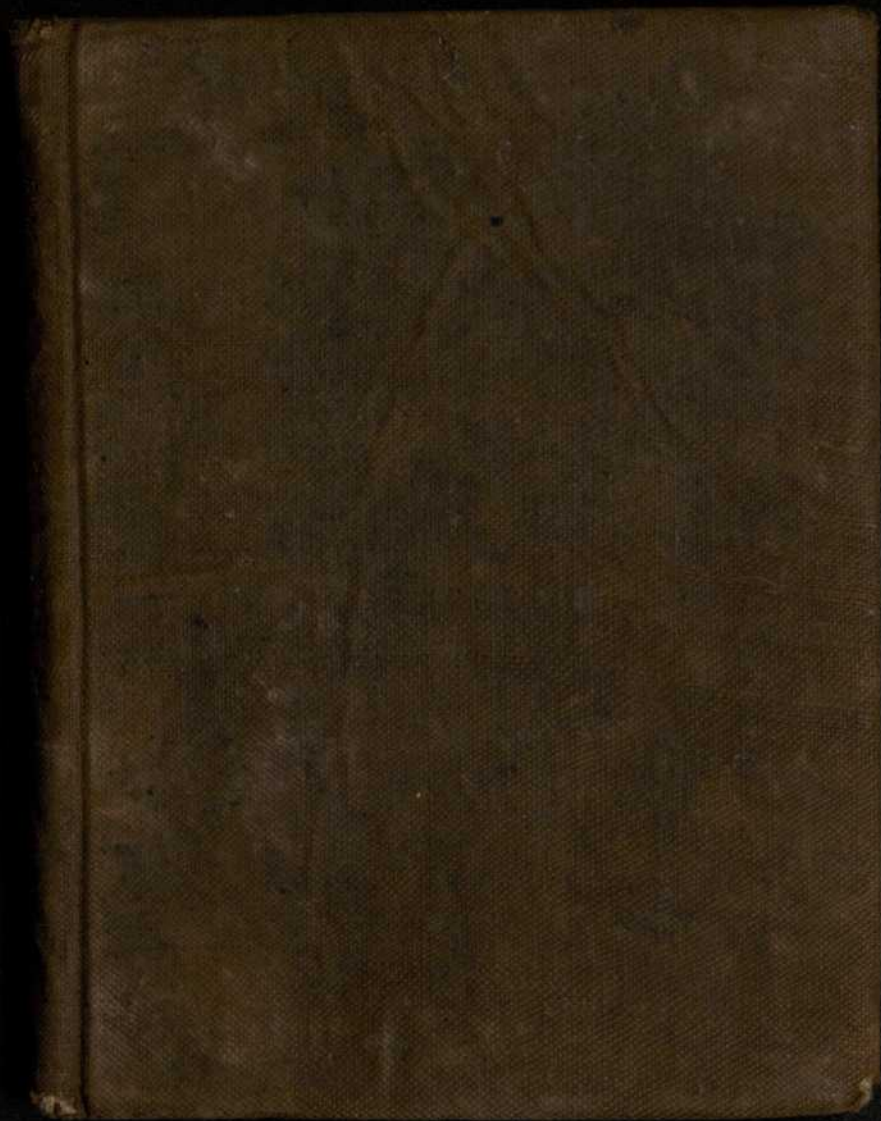
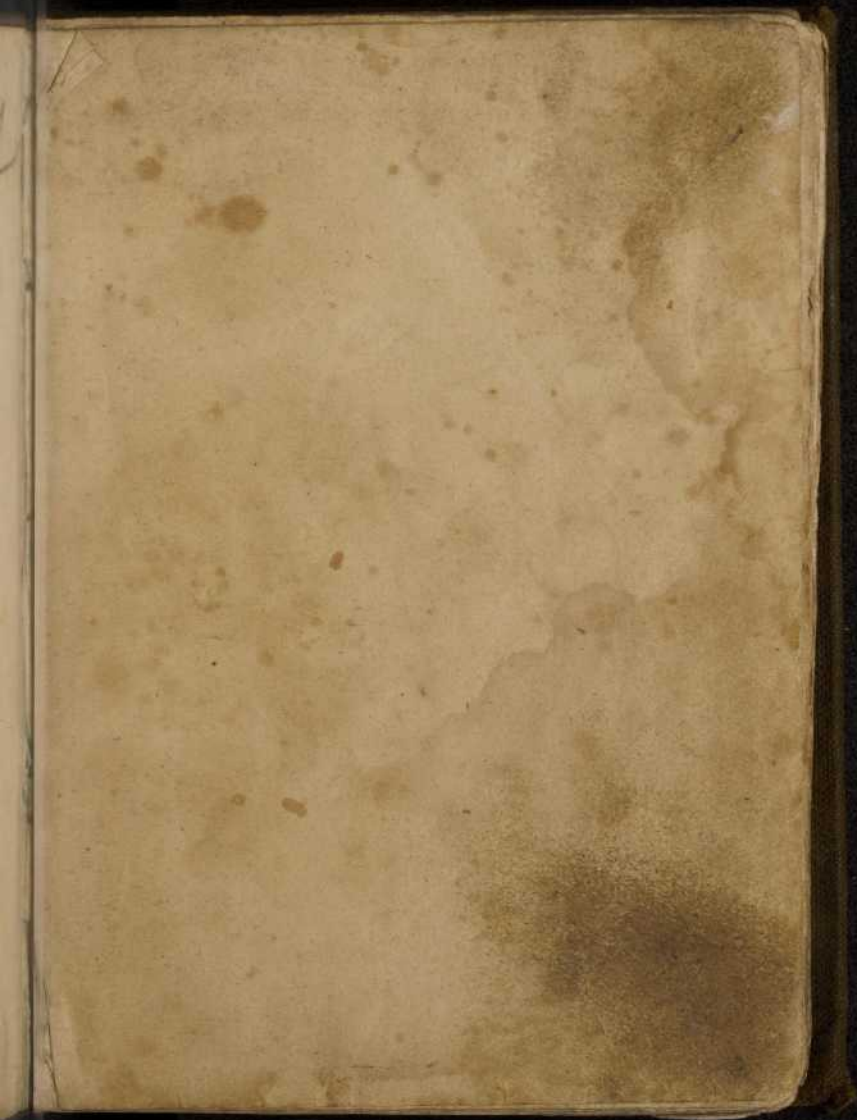




5.

Penny





2850

Der Strandläufer.

Eine Geschichte

aus den Dünen der Nordsee,

der Jugend und dem Volke erzählt

von

W. D. v. Sorn.

Mit vier Stahlstichen.

Wiesbaden:

Kreidel und Niedner, Verlagsbuchhandlung.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

LIBRARY

OF THE UNIVERSITY OF CHICAGO

CHICAGO, ILL.

I.

Lehrreicher, anziehender kann es kaum etwas geben für den Menschen, sei es in den Tagen der reiferen Jugend oder in späteren Jahren, als das Leben, der Lebenslauf eines Menschen, wenn er in den oft so seltsamen Windungen seines Pfades vor dem Auge daliegt. Das habe ich selbst sehr oft gefunden, und sicherlich auch Ihr, meine lieben Leser; es ist mir aber wieder erst recht klar geworden, als ich einst, in den heißen Tagen des Augusts, bei meinem alten Freunde, dem Schiffskapitain Verstoll zu Ostende, saß, und er mir das Leben eines Menschen mittheilte, den unter dem Namen: „Der Strandläufer“ die älteren Bewohner der Seestadt sehr wohl kannten; denn Begebenheiten, wie sie sich an diesen Namen anknüpften, pflegen nicht so leicht dem Gedächtnisse zu entschwinden, wenn es sie einmal kennen gelernt hat.

Freilich, liebe Leser, kann in einer doppelten Beziehung die Erzählung eines Menschenlebens lehrreich sein; einmal nämlich, wenn es das eines guten, frommen Menschen ist, dessen Beispiel so liebens- und nachahmungswürdig vor uns daliegt, daß es uns zu Muth ist, als riefe in uns eine heilige Stimme, wie die des Erlösers im Evangelium, wenn er bei der Erzählung der Liebesthat des barmherzigen Samariters sagt: Gehe hin, und thue des Gleichen! Oder — wenn wir ein Menschenleben sich vor uns entwickeln sehen, welches durch Leichtsin-

und sittliches Verderben immer tiefer und tiefer in die dunkeln Wege des Lasters geräth, und darinnen untergeht; denn da schüttelt es uns ordentlich in unserem Innern, wie Fieberfrost; wir erkennen es, wie nahe dem Menschen das Verderben liegt und die Versuchung dazu; wir erkennen die unseligen Folgen des Bösen, die nie, nie ausbleiben, weil der Herr ein heiliger und gerechter Vergelter ist. Da ist uns das Leben solch eines Menschen eine Warnung; es ruft uns zu: Bei Allem, was Du thuest, bedenke das Ende, so wirst Du nimmermehr Böses thun!

Wenn ich Euch, liebe Leser, nun hier das Leben des Strandläufers erzähle, wie ich es aus dem Munde des trefflichen Kapitäns Verstoff vernahm, so ist es der Art, daß es wohl als ein warnendes Beispiel dasteht. Gebe der Herr, daß es Manchen warne vor der Sünde, die allerwege der Leute Verderben ist! Manchen vom Abgrunde zurückreißt! —

Gehe ich indessen daran komme, Euch von dem Strandläufer zu erzählen, müßet Ihr es mir schon erlauben, einmal von mir selbst zu reden, und wie ich nach Ostende kam; wie ich mit dem Kapitan Verstoff bekannt wurde, und wie es sich fügte, daß ich von dem Strandläufer hörte, und nun endlich die Lebenswege dieses Mannes kennen lernte, und zwar so genau und ausführlich, wie ich sie Euch erzählen werde. Ich darf mich dabei schon der Hoffnung hingeben, daß das, was ich vorauszusenden habe, von Euch gerne gelesen wird, weil es Euch das Meer und was damit zusammen hängt vor Augen führen wird, und auch das zu erläutern bestimmt ist, was ich auf den Titel gesetzt habe, nämlich die Worte: „aus den Dünen der Nordsee.“

Es war in einem Vorsonnmer eines der früheren Jahre meines Lebens als ärztlicher Rath mich in ein Seebad gehen hieß, weil meine Nerven einer Erfrischung und Stärkung bedurften, und das Seebad dazu eben recht geeignet ist. Zudem kam aber noch, daß auch ein leidender Theil meines

Körpers ganz besonders einer Stärkung bedurfte, die er in dem Wellenschlage des Meeres sicher finden sollte und — beiläufig gesagt — Gottlob, auch gefunden hat.

Da war nun freilich dieß und das zu bedenken, bis endlich der Entschluß gefaßt wurde und zur Ausführung kam. So setzte ich mich denn auf eins der vielen Dampfschiffe, deren Räder die Wellen des Rheines in gewaltige Aufregung versetzen; rauschte vorüber an den frischgrünen Nebenbergen und dunkeln Felsen der Rheinufer; vorüber an den alten Dörfern, Städtchen und Städten, mit ihren uralten Mauern und Thürmen; an den Burgen, die so hoch da droben auf den Felsklippen liegen seit vielen Jahrhunderten, deren aber manche in neuem Schmucke erstanden sind; vorüber an dem Schauplatze meiner frohen Knabenjahre, wo die alten Mauern und Thürme, und oben drüber das uralte Schloß von vergangener Herrlichkeit reden, und wo es nun so todtstille geworden, und statt der Handelsschiffe in früheren Zeiten, nur noch Rähne ankern, zum Ueberfahren an's andere Ufer. Da ist denn manches Bild einer harmlosen Zeit in der Seele lebendig geworden; auch manches traurige —; aber der rasche Lauf des Dampfers ließ ein langes Weilen in Einem Gedankenkreise nicht zu; andere Bilder traten auf; andere Vorstellungen wurden lebendig und anderen Eindrücken gab sich die Seele hin, bis endlich der helle Glanz der Nachmittags-sonne auf dem Dome in Köln ruhte, der immer mächtiger seine neuen Glieder hinaufrückt in die reinen Lüfte. —

In Köln verließ ich dann den Dämpfer und erreichte bald die Eisenbahn, deren Zug sich zum raschen Fluge auf dem Schienenwege rüstete.

Das feurigschnaubende, unheimlichächzende, eiserne Ungeheuer, das man Locomotive nennt, wurde vor den langen Wagenzug gespannt, der voller Menschen war, und jener entseßliche, schneidende Pfiff, den Jeder kennt, verhallte bald. Da flogen wir dann hin, dem ebenen Lande entgegen, das

keine Berge mehr kennt. Freilich vorerst fehlten sie uns noch nicht, und bis Lüttich hin, hat man mit ihnen zu thun; denn durch mehr denn zwanzig Tunnels führt die Bahn, und diese Tunnels sind enge Gänge unter den Höhen und Bergen hin, und mitten durch ihre Eingeweide hindurch. Da wird's dem, der noch nicht so unter der Erde und unter den hohen Felsen durchfuhr, ganz unheimlich und unbehaglich zu Muthe; bald umgibt Einem das helle Sonnenlicht, bald das Nacht-dunkel des Tunnels.

Man ist recht herzlich froh, wenn man ihre lange Reihe endlich hinter sich hat und den blauen Himmel ungestört über sich; aber nun nimmt Einem die weite, unbegrenzte Ebene auf. Das lachende Grün, der schöne Waldeschmuck, wird immer seltener; die gelbe Farbe des Sandes gewinnt allgemach mehr die Ueberhand, und endlich gelangt man in die Nähe des Meeres, ohne daß man es nur einmal sähe, und im Bahnhofe zu Ostende hat die Eisenbahnfahrt ihr Ende. Damit ist man denn auch ganz zufrieden, da so eine lange Fahrt doch auch ihr Ermüdendes hat.

Ich habe es zu sagen vergessen, daß ich in Lüttich über Nacht blieb, und also am andern Mittage in Ostende eintraf.

Nach dem Meere zog es mich gewaltig; denn ich war ihm jetzt auf wenige Hundert Schritte nahe, ohne es zu sehen, und das kommt daher, daß die Hügelkette der Dünen es dem Blicke entzieht. Ostende liegt hinter diesen Dünen, von denen ich ja erzählen muß, weil die Geschichte zumieist wenigstens ihre ersten und letzten Begebenheiten, in denselben verläuft. Dennoch hatte ich für's Erste noch keine Zeit, zu dem Meere zu eilen. Ich mußte erst eine Wohnung haben, und dieß Geschäft war denn doch wichtig genug, um vor Allem seine Erledigung zu finden.

Von einem am Hafen, der, weil Ostende eine Seefestung ist, auf der vom Meere abgewendeten Seite der Stadt liegt, herumlungern den Matrosen begleitet, betrat ich die Straßen

der Stadt, um mir eine Wohnung zu suchen. Das wird nun nicht schwer, da gar häufig an den Fenstern Täfelchen hängen, darauf in französischer Sprache geschrieben steht: „Zimmer zu vermietben.“ Schon beim ersten dieser Täfelchen hielt ich an. Es hing an einem gar netten, saubern Hause. Ich trat ein in dasselbe. Ein schon hochbejahrter, allein immer noch sehr frischer und kräftiger Mann, dessen wetterhartem, sonnegebräuntem Gesichte, ich auf der Stelle den Seemann ansah, kam mir freundlich und — was ich hoch anschlug — deutsch redend entgegen. Das ist in Ostende ziemlich selten, da nur französisch und flammändisch gesprochen wird. Er zeigte mir ein recht wohleingerichtetes, behagliches, helles Zimmer; forderte sehr billig und — in wenigen Minuten waren wir des Handels einig.

Ich kehrte zur Eisenbahn zurück, holte meine Siebensachen und richtete mich behaglich ein. Nun zum Meere? —

Nein, lieber Leser, der Wagen ist bekanntlich ein ganz unverschämter Gefelle, der auf gar keine vernünftigen Vorstellungen hört, wenn er einmal, wie man zu sagen pflegt, zu bellern angefangen hat. Mein freundlicher Hauswirth, der Schiffskapitain war und Verstoß hieß, wies mich in ein naheß Speisehaus, wo ich mich gründlich erquickte, und dann aber hätte mich keine Gewalt zurückgehalten. Ich eilte dem Meere zu.

Als ich die Straße hinanstieg, hörte ich ein furchtbares Brausen, Dröhnen und dabei Schläge, die eine fürchterliche Gewalt voraussetzten. Was ist das? fragte ich mich. Sollte das das Meer sein? Es war um die Tageszeit, wo die Sonne, die Königin des Tages, dem westlichen Rande des Gesichtskreises nahe kommt und sich aufschickt in den Wellen des Welmeers zu versinken. Ein scharfer Wind hatte den ganzen Tag von Nordwesten her geblasen und uns den feinen Sand in die Augen geweht. Er war an Kraft gegen Abend gewachsen und das dunkle Gewölke, das sich um die sinkende Sonne sammelte, ließ selbst ein Gewitter ahnen.

Ich schritt Ostendes Hauptstraße, die Kapellenstraße genannt, hinauf, bog dann rechts ein; kam dann an Ostendes merkwürdigstem Garten, dem sogenannten Prinzengarten, der unendlich armelig und klein — aber — und das ist im baumlosen Lande das Merkwürdigste eben — mit Bäumen bepflanzt ist — vorüber, neben dem hohen Leuchthurme auf dem Damm, und vor mir lag — das unendliche Meer!

Die Sonne war eben am Rande des Gesichtskreises. Nur noch wenige Minuten, und sie sank in's Meer. Sie sandte einzelne Blicke, wahre Lichtblitze, über das Meer herüber, wenn sie aus dem schweren, dunklen Gewölke hervorbrach, dessen Ränder sie glänzend vergoldete.

Ein starker Wind blies aus Nordwest und trieb die ungeheuren Bogen des Meeres zu Bergen empor, die sich brachen, neigten und zum Ufer warfen, während andere, höhere, hinter ihnen sich aufthürmten, und gleichem Schicksale erlagen.

Es war hohe Fluth. Das Meer stand fast dem Damme gleich. Es schleuderte seine Bogenberge wider denselben mit einer Gewalt, daß das Widerschlagen, die Brandung, wie man es nennt, Schläge that, daß Einem angst und bange werden konnte, der Damm würde zertrümmert. Der schäumende Gischt wurde so hoch hinauf geworfen, daß er die dort stehenden Menschen überdeckte.

So weit das Auge hinausreichte in die Ferne, wo Himmel und Meer in Eins verschwimmen, erblickte es die sich zu Bergen aufbäumenden, riesenhast großen Wellen, die, wenn sie ihre höchste Höhe erreicht hatten, ihre Schaumkämme brachen, und alsdann von andern ihres Gleichen überstürzt wurden. Immer gegen das Land stürzten sie heran, als wollten sie es im wilden Heißhunger verschlingen. Und wenn sich so Woge auf Woge bäumte und brach, sah man nur Berge und Thäler, und schweifste der Blick bis zum fernen Rande des Gesichtskreises, so folgte er dort mit bangendem

Herzen, mehreren Segeln, das heißt Schiffen, die in dieser Entfernung nur wie weiße Möven aussahen, und die im Kampfe mit der wildempörten Fluth, bald hoch auf den Wellenbergen schwebten, bald in die Tiefen der Wellengründe stürzten, als seien sie nun begraben im Schooße der Tiefe, da grauenvolle Schrecknisse hausten.

Diese auf- und abstürzende Wogenmasse, die die Fluth zu höherer Macht und Gewalt steigerte, wurde nun allmählig von der tiefen Gluth der Sonne vergoldet, die eben nur noch auf dem Meer zu schwimmen schien. Ein breiter Streifen Lichtes, von der Sonne her schimmernd, tanzte im wildesten Reigen auf den wallenden, sich emporhebenden und dann brechenden Schaumkämmen der Wogen. Wolken hatten sich um die versinkende Königin des Tages gesammelt. Ihre Ränder waren purpurn und goldblitzend, während ihre Massen fast schwarz erschienen.

Immer glühender wurde das Licht der Sonne, das durch die Wolkenlücken durchbrach und immer tiefer die schneeweißen Kämme der Wogen vergoldete, bis sie endlich, von den sich ballenden Wolken verhüllt, hinabsank.

Aber der Sturm ließ seine Flügel nicht sinken; er hob sie vielmehr noch kräftiger und sammelte seinen Athem zu einzelnen, entsetzlichen Stößen. Jetzt züngelten Blitze aus dem dunkeln Schooße der Wolken hervor und der Donner mischte seine überall schreckliche, hier aber kaum vernehmbare Stimme in das Tosen, Toben und Dröhnen des Meeres hinein, und mit jedem Augenblicke wurde das Schauspiel grausenbaffter, und doch erhabener und die Menschenseele ergreifender.

Allmählig dunkelte es auf dem Meere. Man sah nur noch die weißen Wellenkämme steigen, sich brechen und versinken und die Blitze warfen ein grelles Licht auf das immer entfesselter und wilder aufkochende Element, das so furchtbar anzusehen war.

Wenn auch mit dem an Kraft abnehmenden, weil sich entladenden Gewitter der Sturm allgemach schwächer wurde, das Meer ließ nicht nach in seinem Wellenschlage. Wie wäre dies auch möglich gewesen? Die Nacht kam nun mit Macht. Der hohe Leuchthurm warf sein zitterndes Licht hinaus auf das tobende Meer, aber man merkte es nicht und nur dem fernen Schiffer auf dem Meere scheint das an Einem Flecke weilende Licht, als ein Zeichen der Nähe des gefährlichen, weit in's Meer hinausreichenden Strandes von Ostende, der schon so manchem Schiffe Verderben gebracht hat.

Die zahlreichen Menschengruppen, die das herrliche, aber tief erschütternde Schauspiel auf dem Damme versammelt hatte, verloren sich nach und nach. Mir aber war es jetzt noch unmöglich, in den engen Raum eines Zimmers mich zu bannen. Ich lehnte an der Mauer des Leuchthurmes und schaute noch immer auf das empörte Meer, das mit immer gleicher Wuth sich gegen das Land heranzwälzte, als wollte es Alles in seine bodenlose Tiefe begraben und verschlingen, was es wagte, ihm einen Widerstand entgegen zu setzen. Ich ahnete es nicht, daß noch ein anderes Wunderschauspiel des Meeres mir bevorstand, das Leuchten des Meeres nämlich, welches, wie ich später öfter zu bemerken Gelegenheit hatte, in gewitterschwülen Nächten einzutreten pflegt, und dann am Herrlichsten.

Mit dem tiefen Dunkel der Nacht, wo kein Sternlein am Himmel leuchtet, ist es plötzlich, als sei der Schaum der Wellenkämme, der Gischt der am Uferdamme sich brechenden Bogen, flüssiges Gold, matt leuchtend im gelben Lichte. Jeder Tropfen Meerwassers ist ein Lichtfunke. Die Wellenkämme, die sich immer in völlig graden, langen Linien brechen, bilden Feuerstreifen, deren einer sich an den andern reiht, dem Andern folgt, um wieder von einem Dritten, und so in's Unendliche fort, so weit das Auge reicht, gefolgt zu werden, so daß das ganze Meer von Feuerstreifen durchzogen ist.

Das Auge wurde nicht müde des wundervollen Anblicks, der dem Schrecklichsten versöhnend folgte. Es war, als ob das Sternenlicht am tiefdunkeln Nachthimmel völlig erloschen sei, um hier, aus dem Schooße der feuchten Meeresstiefe, heraufzuleuchten.

Und als ob heute immer Neues einander folgen sollte, so fesselte ein Anderes die Seele, dieses Mal aber nicht durch das Auge, sondern durch das Ohr; denn droben am Himmel, in dessen Rabenschwärze kein Auge etwas hätte entdecken können, zogen Millionen von Möven hin, die das empörte Meer, sonst der Schauplatz ihres Lebens und ihrer Lust und Ernährung, flohen, um auf sicherem Boden die Schlafstelle zu suchen, die sonst eine Klippe bietet oder die friedlich schaukelnde Woge. Sie stießen bei diesem nächtlichen Zuge einen eigenthümlichen, angstvoll klagenden Ruf aus, der etwas ungemein Ergreifendes hatte. Es war das Seufzen, das angstvolle Aechzen der Kreatur, der hilflosen, jugendlichen, das mich durchrieselte mit eigenthümlichem Grauen.

Ich dachte der armen Seefahrer draußen auf dieser empörten Wasserwüste, die jetzt den Todeskampf mit Sturm und Wellen kämpften. Wenn die Kreatur angstvoll das Festland sucht — wie mochte es ihnen sein in dem schwachen Baue der Menschenhand, auf diesem Elemente, das keine Fessel hat und keine beherrschende Macht, als den Herrn, der den Sturm und das Meer einst bedrängte, als die Jünger zagten im kleinen Rahne, daß es — wie das Evangelium so wunderbar ergreifend sagt — ganz stille wurde. Es war mir, als seien die Angstrufe der meersiehenden Möven die Angstschreie der untergehenden Seefahrer. — Es durchbebte mein ganzes Wesen, und ich betete leise, aber aus des Herzens tiefstem Grunde: Herr, sei ihnen gnädig.

In diesem Augenblicke wimmerte die Lootsenglocke durch die Nacht mit ihrem schrillen Tone, wie es jeden Abend um zehn Uhr. — aber auch bei'm Sturme geschieht. Wie ein

Fieberfrost schüttelte es mich, und ich eilte hinab in die Gassen der Stadt, meine Wohnung zu suchen.

Das war das erste Willkommen des Meeres! O, ich werde diesen Abend nie mehr vergessen!

Lieber Leser, vergib es mir, wenn ich lange dabei verweilte. Glaube mir's, meine Schilderung ist Nichts gegen die Erscheinungen, die das Auge und das Ohr wahrgenommen! Oft habe ich hernachmals im Sturme an dem Leuchthurme gelehnt oder draußen auf dem Wellenbrecher am Eingange zum Hafen gestanden, aber nie habe ich mehr Ähnliches erlebt; nie habe ich so meine menschliche Armlosigkeit, Ohnmacht und Nichtigkeit gefühlt; nie habe ich tiefer und inniger die Herrlichkeit und Größe des Schöpfers und Herrn empfunden; nie andächtiger und im Innersten ergriffener gebetet; nie glaubensvoller zum Himmel emporgeblickt, als an jenem ersten Abende am Meere!

Ich war lange herumgelaufen, bis ich endlich meine Wohnung fand. Als ich eintrat, sagte lachend der alte Kapitain: Nicht wahr, Kunzbeer, es hat ein Bischen gewettert, und hat auch ein Lüftchen geblasen? Ach, das ist nichts gegen einen ordentlichen Sturm auf dem offenen Meere! So eine Kälte ist Lumperei gegen das!

Ich starrte den Mann an und es rieselte wieder kalt durch meine Adern. Wenn das nur ein leichter Abendwind war, wie mochte dann ein Sturm auf offenem Meere sein?

Noch im Traume arbeitete meine Seele fort, und erst gegen Morgen wurde der Schlaf erquickend. Anderes erwartete mich am andern Morgen. —

II.

Ich glaube, meine Leser würden es mir gar nicht Dank wissen, wenn ich ihnen nicht mit kurzen Worten etwas von dem Seebade sagte.

Nun denn! Es ist eben noch nicht sehr lange her, daß man die belebende, stärkende und heilende Kraft des Seewassers, das so reich an Salzgehalt und andern Stoffen ist, erkannt hat. Seitdem aber sind an der Nordsee, und auch wohl an der Ostsee, und überall da, wo das Meer einen starken Wellenschlag hat, Badeorte gewählt worden. Darunter nimmt denn auch die Stadt Ostende ihre Stelle ein. Ein flacher Strand von feinem, durch den Wellenschlag festgeschlagenem Sande zieht sich gleich einer Tenne weit in das Meer hinaus und macht das Baden äußerst angenehm. Dieß Baden hat aber gar nichts Aehnliches mit dem Baden in einem Flusse etwa, wo man sich durch Schwimmen bewegt. Hier wird nicht geschwommen.

Durch den Ankauf von Badefarten sichert man sich den nothwendigen Gebrauch eines Badehäuschens. Dieß ist etwa so groß, wie ein ganz kleines Zimmerchen; hat eine Bank, ein Tischchen, einen Spiegel und ein Zapfenbrett zum Aufhängen der Kleider; ist dicht und fest aus Dielen gemacht; hat zwei mit Vorhängen versehene Fenster, die man auf- und zuschieben kann, und steht etwa vier Schuh hoch, auf vier starken, breiten Rädern. Zur Thüre führt eine Treppe, die in eisernen Haken hängt. In diesem Stübchen findet man auch Tücher zum Abtrocknen, wenn man, was freilich besser ist, nicht selbst dafür gesorgt hat.

Sobald man hineingestiegen ist und die Thüre geschlossen hat, kommt ein Fuhrmann mit einem jener großen und starken flandrischen Pferde, spannt es an und klopft drei Mal mit dem Peitschenstiele wider die Wand. Dieß ist das Zeichen,

daß man sich setzen muß, weil sonst der Ruck, welcher durch das Anziehen des Pferdes entsteht, Einen der Länge nach zu Boden werfen würde. Man klopft ebenfalls innen drei Mal an die Wand, zum Zeichen, daß man sich gesetzt hat, und das Pferd zieht das Badehäuschen in das Meer hinaus, etwa so weit, bis die Wellen an den Leib des Pferdes reichen. Der Fuhrmann stellt es so, daß die Thüre nach dem Meere geht und die Treppe in dasselbe hinabführt. Nun spannt er aus und reitet an das Land.

Der Badediener, in rothen Flanell gekleidet, öffnet die Thüre, wenn man fertig ist mit Anziehen der Badekleider, und hilft, die Treppe hinabsteigen. Er reicht dem Badenden die Hand und geleitet ihn in das Meer, bis es ihm etwa über die Hüften geht.

Nun wendet man dem Meere den Rücken zu und — Schlag auf Schlag überstürzen Einen die Wellen, eine der andern folgend, in großer Schnelle. Solch' eine Welle — da man in der Regel in der ersten Stunde der nahenden Fluth badet, überdeckt Einen ganz und gar und man thut einen Sprung in die Höhe, um wieder Athem zu schöpfen. Wohlweislich schließt man fest den Mund, wenn die Welle kommt, denn es ist gar nicht lieblich, einen tüchtigen Schluck Seewasser zu trinken, weil es sehr salzig und bitter schmeckt. Hat man den Schlag von zehn bis fünfzehn solcher Sturzwellen empfangen, so geht man zum Häuschen zurück und tritt hinein; der Badediener schließt die Thüre von Außen und holt den Fuhrmann, welcher das Häuschen wieder auf trockenen Strand bringt. Jetzt trocknet man sich ab; kleidet sich an, und steigt wieder heraus, um nun eine Stunde auf dem Damme, dem Strande oder auf den Dünen einen Spaziergang zu machen, worauf das Frühstück ausgezeichnet zu schmecken pflegt.

Was soll ich von der Empfindung sagen, die man nach dem Bade hat? Es ist eine Erfrischung, ein Wohnegefühl

und Wohlbehagen, welches den Körper durchströmt, das man nicht genug preisen kann. Man ist, wie neugeboren, und dankt dem Herrn aus trauer Seele für den unendlich reichen Segen, den er in die salzige Fluth des Weltmeers gelegt hat.

In der Regel nimant man nur Ein Bad täglich und lebt dann, wie man will, ohne aber doch eine vernünftige Enthalttsamkeit zu vergessen. An einen Badearzt denkt aber selten Jemand, da jeder hier sein eigener Arzt ist. —

Nach dem Bade und auch am Nachmittage pflegte ich, wie denn das ausdrücklich zum Erfolge der Badekur nothwendig ist, so viel als möglich am Meere mich aufzuhalten, die unendlich wohlthätige Seeluft zu athmen, und einen Spaziergang zu machen. Auf dem harten Steindamme auf und ab zu wandeln, wo das vuntscheffige Gewühl der gepugten Badegäste sich drängt, wird man bald müde; eben so das Umhergehen auf dem feuchten, aber vom Meere hartgeschlagenen Strande. Man möchte alleine sein in der stillen friedlichen Natur; in Baumesgrün oder auf einer saftig grünen Wiese ausruhen; aber davon hat das Meerufer nichts.

Grün ist selten, und wo es etwa ist, da ist es grau und matt. Der lose Sand läßt keinen Rasen aufkommen, und Bäume? Ja, Du lieber Leser, die suchst Du umsonst. Es ist Alles kahl, schattenlos und hin und wieder stehst Du einen kränklich aussehenden Birn- oder Pflaumenbaum, aber Keinen, wie daheim, vor Deiner Thüre oder in Deinem Gärtlein oder Garten! Ueberall herrscht die grauengelbe Farbe vor und der lose Sand, von dem sie herrührt. Für dieß eintönige, wüstenartige Aussehen des Landes entschädigt aber reichlich der Anblick des Meeres, der jeden Augenblick etwas Neues darbietet, besonders durch die wechselnde Beleuchtung, wodurch es bald blau, wie der Himmel; bald grün, bald silberweiß, bald golden aussieht, letzteres besonders bei den Sonnenuntergängen, die an Pracht und Herrlichkeit unbeschreiblich schön und köstlich sind.

Wollte ich nun dem Gedränge der pugsüchtigen, modenährischen Menge entgehen, die auf dem Damme auf und abläuft, so ging ich in die Dünen.

Da höre ich denn wieder meine lieben Leser fragen: Was hat es denn für eine Bewandniß mit den Dünen? Darauf muß ich nun schon antworten, weil — der Strandläufer ein Bewohner der Dünen war.

Düne ist ein altes Wort, das eigentlich eine mäßige Erhöhung, und daher einen Hügel bedeutet, weshalb am Mittelrheine das zweite Stockwerk des Hauses die Düne heißt, da es höher liegt, als das erste, unterste. So nennt man auch die Sandhügel, welche Meer und Sturm am Strande des Meeres, gleichsam als seinen eigenen, gewaltigen Damm, aufhäufen. Sie sind ein Wunderwerk der Gnade und Weisheit dessen, der Alles ordnet und wohlmachtet. Denkt Euch, liebe Leser, daß hinter diesen Sandhügeln das Land in seiner endlosen Ebene tiefer liegt; daß es, ohne diese Hügel allen den entsetzlichen Launen des Meeres preisgegeben wäre, und jeder menschliche Anbau von seinen Alles überfluthenden Bogen zerstört werden würde, ja, daß es, vom Sturme gepeitscht, das Land wegreißen würde — und Ihr erkennet dankbar die Weisheit dessen, der dem Meere gebot, daß es sich selber eine Grenze, einen unübersteiglichen Damm errichte.

Sie sind die natürliche Schutzmauer des hinter ihnen in stillem Frieden ruhenden Landes, diese Dünen.

In einer Ausdehnung von mehr als hundert Meilen zieht sich die Kette der Dünen am flachen Strande der Nordsee hinauf und hinab und wehrt dem gefräßigen Meere, daß es das Land wegreiße.

Bei Ostende ist es meist nur Eine Reihe solcher Sandhügel, die sich zwischen vierzig und fünfzig Fuß Höhe über den Spiegel des Meeres am Saume desselben erheben.

Osterns, und namentlich an der Holländischen Küste bilden sie auch eine doppelte, ja selbst eine dreifache Reihe,

und erreichen bisweilen eine Höhe von zwei bis drei hundert Fuß.

Ihr Rücken ist ziemlich breit. Gegen das Meer hin sind sie steil, aber gegen das Land fallen sie allmählicher ab, und bilden eine Kette von kleinen Bergen, zwischen denen sich bald längere, bald kürzere, unter sich verbundene Thäler bilden, die selten breit sind.

Sie bestehen lediglich aus sehr feinem, auf einanderge-
thürmtem Sande, und bilden doch eine sichere Schutzmauer gegen das wild anstürmende, gewaltige Meer.

Wie ist das möglich? fragen meine Leser.

O gedenket jenes heiligen Wortes; der Herr hat Alles weislich geordnet und die Erde ist voll seiner Güte.

An dieses Wort des heiligen Bibelbuches wird man viel tausend Mal gemahnt, wenn man diese Dünen genauer sich ansieht, ihren Zweck erwägt, ihre Bekleidung betrachtet.

Bekleidung? Was heißt das? — Lieber Leser, auch die Dünen haben ihr Gewand von eigenthümlichen, sonstwo nicht vorkommenden Pflanzen und unter diesen Eine, die des Herrn Allmacht vorzugsweise dem verkündigt, der sie genauer betrachtet und ihren Segen kennen lernt; es ist dieß das Sandrohr oder auch der Sandhafer genannt, aber mit Unrecht, denn diese wunderbare Pflanze hat auch nicht das Geringste mit dem Hafer gemein.

Diese Pflanze wächst nur auf den Dünen und die Dünen bestehen nur durch sie. Ihr etwa einen bis anderthalb Fuß hoher Schaft und ihre Blätter sind zähe, wie Leder; ihre Wurzeln durchziehen die Dünen bis zur tiefsten Tiefe und in allen Richtungen, und geben ihnen dadurch Bestand, Dauer und Festigkeit. Im trockensten Sande findet sie ihr üppigstes Wachsthum und Gedeihen; ja, wenn die Trockenheit recht andauernd und der Sonnenbrand recht stechend ist, dann wächst sie am Fröhlichsten und grünt am Frischesten. Sie gleicht, wenn man sie so ansieht, der schmalblättrigen, gelben

Iris oder Schwertlilie, wie man sie auch zu nennen pflegt, die in manchen Gegenden Deutschlands die Bergwiesen ziert, allein sie ist dennoch, wenn man sie näher ansieht, wieder weit von ihr verschieden. Das Sandrohr (die Gelehrten nennen die Pflanze mit einem lateinischen Namen *Arundo arenaria*) bedeckt nun überall die Dünen, wenn auch nicht etwa so dicht, wie das Gras unsere heimischen Hügel und Berge, sondern steht meist fast einige Hand-breit auseinander. Man hat den Segen dieser Pflanze längst erkannt und pflanzt sie da, wo sie etwa dünner steht, sehr sorgfältig auf den Dünen an, und weiß schon warum.

Wie bedeutend die Stärke des kaum eines kleinen Fingers dicken Schaftes ist, und wie fest ihre Wurzeln, das will ich durch eine selbstgemachte Erfahrung deutlich machen.

Eines Tages war ich auf dem Strande gegen das Dorf Mariakerke hin geschlendert und hatte mich etwa eine halbe Stunde von Ostende entfernt, ohne daran zu denken, daß die Fluthzeit nahe sei. Als ich umkehrte, lag ich von den schönen farbigen Muscheln auf, die das Meer zurückläßt, um sie meinen Kindern mitzubringen. Plötzlich sah ich, daß die Fluth schon hinter mir und entseßlich rasch im Wachsen war. Das war eine schlimme Geschichte; denn schwimmen kann ich nicht, und nach Ostende vor der Fluth zu kommen, war so wenig möglich, als nach Mariakerke, und Hülfe von dort her zu rufen, war völlig unthunlich.

Da blieb keine andere Wahl zur Rettung, als die Dünen zu erklimmen und dazu blieb wenig Zeit. Ich lief den Dünen zu; kletterte in die Höhe, aber — ich rutschte regelmäßig wieder auf den schon vom Meere bespülten Strand zurück. Nun aber war, ehrlich gestanden, der Spaß am Ende, und der Ernst trat gewaltig in sein Recht.

Mich an dem dünnen Sandrohr in die Höhe zu arbeiten, wäre mir im Traume nicht eingefallen — denn — wer mich kennt, weiß schon warum — nämlich, weil ich etwas stark

nach Länge, Umfang und Breite in's Gewicht falle. Jetzt aber sah ich in dem schwachen Schafte mein einziges Rettungsmittel. Ich faßte es an, und — siehe, die armselige Pflanze trug mein ganzes Gewicht, und, an ihr mich haltend, erklimm ich leicht die Höhe der Dünen und dankte Gott herzlich für meine Rettung aus augenscheinlicher Gefahr, denn bald brüllte die brandende Fluth zu meinen Füßen, als wollte sie die Düne, auf deren Rücken ich stand, zermalmen. —

Ein Kenner und scharfer Beobachter dieser Pflanze sagt: Drei oder vier Pflanzen Sandrohr, die gesund und kräftig sind, vermögen mehr Sand aufzuhalten, und zwar einzig durch ihr Wurzelgewebe, als der größte Lastwagen fortzuschaffen vermag. Daher setzen sie dem heftigen Winde, der die Düne leicht fortwehen würde, ein unüberwindliches Hinderniß entgegen.

Je mehr der Sand anwächst, desto mächtiger entwickelt sich das Wurzelwerk der Pflanze. Fragt man sich aber, wie es doch möglich sei, daß das Sandrohr so ungeheuer mit seinen Wurzeln wuchere, da doch der Dünen sand locker, trocken und verhältnißmäßig mager ist, so beantwortet sich diese Frage erst dann leicht, wenn man die wunderbare Bildung und Einrichtung desselben näher betrachtet hat. Für's Erste bedarf das Sandrohr des Salzgehaltes des Bodens und dafür hat ja der, welcher seine milde Hand aufthut und Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen sättiget und auch des Kleinsten nicht vergißt, hinlänglich gesorgt, indem ja die Düne, wenigstens ihr Fuß, in vier und zwanzig Stunden zwei Mal mit dem salzhaltigen Meerwasser getränkt wird. Daß sie aber auf denjenigen Dünen, welche in zweiter und dritter Reihe, also weit vom Meere entfernt liegen, wo sie also des Gefeisshens mit Meerwasser entbehren muß, doch so üppig gedeiht, das liegt in der Einrichtung der Pflanze selbst, die uns die Weisheit und Güte des Schöpfers so augenfällig offenbart. Zur Nachtzeit öffnen sich nämlich ihre gespaltenen

Blätter und ihr Schaft, und legen ein weißes, in länglichen Streifen getheiltes Mark bloß, womit ihr Inneres erfüllt ist. Wie ein trockener Schwamm saugt das Mark die Feuchtigkeit der Luft, die von vielen Salztheilen erfüllt ist, ein und Schaft und Blätter schließen sich am Morgen wieder fest zu, daß sie fast aussehen, wie wenn gar keine Oeffnung möglich wäre. So wunderbar ist die Pflanze gebildet, und auch hier zeigt sich wieder im Kleinen die Größe der Herrlichkeit des Herrn, die sich eben so im sternbesäeten Abendhimmel und im wildtosenden Weltmeere fund gibt.

Noch manche andere, eigenthümliche Pflanze gedeiht auf den Dünen und gehört ihnen fast ausschließlich an. Auch lebende Bewohner haben sie, nämlich Kaninchen, die ziemlich zahlreich sind.

Aber auch menschliche Bewohner fehlen ihnen nicht. Wenn man auf dem Rammie der Dünen umherwandelt, so sieht man in den kleinen Dünentälern oder am Fuße derselben auf der Landseite kleine, niedliche, aus Backsteinen erbaute Häuschen, deren Anblick aber etwas Anmuthiges hat. Ein kümmerlich gedeihender Obstbaum steht wohl hier und da bei den Häuschen, und ein Gärchen, in dem wohl auch ein paar Blumen blühen, schließt sich daran, Küchenkräuter und auch wohl etwas Gemüse hervorbringend, und mit aller Sorgfalt in der Regel gepflegt. Daneben liegen ein paar Streifen fruchtbaren Landes mit Gelbrüben, Erbsen, Bohnen oder Kartoffeln, aber statt des Zaunes, der im holzarmen Lande zu theuer oder statt der einfriedigenden Mauer, die im steinarmen Lande schier unerschwinglich wäre, friedigt sie ein einige Schuh hoher Wall von — Sand ein. Da leben die Leute, Gärtner, Tagelöhner, Seeleute, in stiller Zufriedenheit. Es ist ihre Heimat, und so ist es ihnen das liebste und schönste Fleckchen Erde, und sie würden mit keinem Andern es vertauschen.

Willst Du Dich darüber wundern? Oder kennst Du die wunderbare Nacht nicht, die in dem Worte „Heimat“ liegt?

Da möckern denn wohl ein paar Ziegen, die in den Dünen herumklettern und ihr karges Mahl suchen, oder es brüllt eine magere Kuh in einem Dünenhalschen; es gackert eine Heerde Hühner; Hähne krähen; ein Hund bellt — kurz die Dünen sind belebt, bewohnt und ein Haufen fröhlicher Kinder jauchzt voll Lust und Herrlichkeit. So hat dieß einsame Leben in den Dünen auch seinen Reiz und nicht selten hat mein Auge mit Wohlgefallen auf so einem Stilleben geruht, und ich dachte, wenn ich die vergnügten Menschen, die fröhlichen Kinder sah, wie wenig doch der Mensch zum Glücke bedarf. Und doch auch wieder — wie viel! So viel, daß oft der Reiche, ja der Reichste es nicht erschwingen kann — ich meine die Zufriedenheit, die zu erringen so vielen nicht gelingt auf dem langen mühsamen Wege zwischen Wiege und Grab. —

III.

Eines Tages war ich wieder auf dem Rammte der Dünen hingegangen. Keine Menschenseele begegnete mir, denn die gepukzten, eiteln Leute scheuen das mühsame Wandern im Dünenlande.

Es war ein glühend heißer Tag. Der Himmel war durchaus wolkenlos, und ein leises Wehen aus Westen kräuselte stieblich die Wellen des Meeres. Dieser liebliche Seewind, der ohnehin der athmenden Brust so wohlthat, milderte etwas die sengende Hitze. Und doch nirgends Schatten! — Fischerboote schaukelten sich auf dem leichtbewegten, heute tief blau erscheinenden Meere und am Saume des Gesichtskreises zählte ich sieben Schiffe, die, wie weiße Möven, dort schwebten

und Eins nach dem Andern verschwanden. Gott weiß, wohin sie steuerten und an welcher Küste sie landeten! —

Ein anderer Punkt fesselte jetzt meine Blicke. Ich sah in der Ferne eine Rauchsäule aufsteigen, die der Wind bald hierhin, bald dorthin bewegte. Bald sah ich auch den dunkeln Rumpf des mächtigen Dampfschiffes heraufsteigen, das zwischen London und Ostende geht, und — wenn ich nicht irre, „der Panther“ heißt. Allmählig erschien es in seiner ganzen, stolzen Schönheit, die Meerfluth beherrschend, und zwei gewaltige Elemente sich dienstbar machend, das Meer und den Wind, denn es bauschten sich gewaltige Segel an seinen Masten. Schnell kam es näher. Die Flagge Englands wehte stolz am Ruder und die Wimpel flatterten im Winde. Auf dem Verdecke sah ich zahlreiche Gesellschaft. Es flog jetzt vorüber und verschwand bald am Eingange des Hafens.

Im Weitergehen bemerkte ich einen Pfad, der in ein Dünenthal hinabführte. Ich folgte ihm und war bald am Fuße der Düne, wo ich ein Haus vernunthet hatte. Dießmal täuschte ich mich aber, nur die Trümmer eines Hauses fand ich, zerfallene und zerfallende Mauern. Im Raume des Gärtchens wucherte der Dünendorn und das Sandrohr. Die Dämme, welche einst das Gärtchen und einige kleine Ackerfelder eingefriedigt hatten, waren kaum noch erkennbar, und der Flugsand, dem keine sorgsame Hand mehr wehrte, hatte Alles überdeckt. Nur ein Birnbaum von ungewöhnlicher Größe und Frische stand noch da, zwar ohne Früchte, aber so dick belaubt, daß ich mich in seinem Schatten auf den Sand setzte, der ohnehin die gute Eigenschaft hat, daß er an den Kleidern nicht hängen bleibt, und mich einmal wieder des erquickenden Baumschattens erfreute, dessen ich so lange schon entbehren mußte.

Auffallend aber war es mir, hier eine Ruine zu finden, die keineswegs sehr alt zu sein schien; auffallend, daß in

diesem Lande, wo Fleiß und Thätigkeit überall herrscht, und urbares Land einen so hohen Werth hat, hier Garten und Acker zur Wüste geworden waren. Ich weiß es nicht wie es kam, aber ich suchte nach einem irgend zureichenden Grunde für diese ungewöhnliche Erscheinung, und konnte doch keinen finden. Es war ein Räthsel, dessen Lösung ich wünschte.

Als schon der Birnbaum lange Schatten gegen Osten hinwarf, schickte ich mich endlich zur Rückkehr an, fest entschlossen, im nächsten Häuschen, die alle etwa tausend bis fünfzehnhundert Schritte von einander entfernt liegen, einzusprechen, um mir die Lösung des Räthsels zu verschaffen.

Diesen Eintritt in Eins der Häuschen ersparte mir die Begegnung meines wackeren Badedieners Ivo, eines vortrefflichen Jungen. Er kam von der Stadt her und wollte liebe Bekannte besuchen, die hier wohnten.

Dem Gruße folgten einige Worte — dann meine Frage.

Habt Ihr dort gegessen, Wynbeer? fragte er mit Nachdruck und sein Gesicht zeigte einen Ausdruck der Vermundering, aber auch der Mißbilligung.

Warum denn nicht, Ivo? fragte ich. Unter dem Birnbaum ist Schatten, den Ihr hier zu Lande nicht kennt.

Er schüttelte sich. — Habt Ihr gar lange dort verweilt? fragte er wieder.

Was hast Du denn nur? fragte ich nun mit gesteigerter Theilnahme.

Wynbeer, rief Ivo, dort wird kein Ostender, Keiner von Mariaferke — überhaupt Niemand verweilen, der den Ort genau kennt; denn die Stätte ist verflucht! — Ja, verflucht, Wynbeer!

Ich blickte ihn verwundert an.

Wynbeer! rief er da aus, dort sind schreckliche Dinge geschehen! Es ruht ein Fluch auf der Stelle; daher mag sie Niemand, und weist dort Niemand, damit nicht der Fluch über ihn komme! —

So erzähle mir, was da geschah! bat ich.

Ach, Wynheer, sagte er bittend, ich komme selten dazu, meine Braut und ihren alten Vater zu besuchen — erlaßt es mir heute! Doch, sprach er dann, die Hand an die Stirne legend, Ihr wohnt bei Kapitain Verstoll? — Ha, da seid Ihr bei dem rechten Manne! Der kennt die Geschichte des „Strandläufers“ genauer, als irgend Jemand in Ostende; denn er war ein Freund des Patron Wachtendonck. Der Alte hat doch bisweilen lange Weile. Wenn Ihr ihn darum bitter, hört Ihr die Geschichte so genau als Ihr es nur wünschen könnt. Seid mir nicht böse! Adieu! Und mit den Worten eilte er fort, und ließ mich stehen.

Närrischer Kauz! dachte ich; sah ihm noch eine Weile nach, wie er so leicht dahinschritt und ging dann nach Hause, fest entschlossen, meinen Kapitain zum Erzählen zu bringen, koste es auch, was es wolle.

Auf dem Damme, auf den ich zurückgehen mußte, wurde ich indessen noch von Bekannten aufgehalten und erst als es zu dunkeln begann, kam ich heim.

Als ich in das Haus trat, kam mir Verstoll entgegen und schmauchte seine Pfeife, die kurze, irdene nämlich, wie sie die Seelente lieben.

Schmeckt's? fragte ich grüßend.

Prächtig! sagte er, meinen Abendgruß freundlich erwidierend.

Wie war's Kapitain Verstoll, wenn Ihr mit mir eine Tasse Thee tränket? Wir plauderten dann diesen Abend gemüthlich, und schmauchten selbänder?

Euer Vorschlag läßt sich hören, Wynheer, entgegnete der Alte. Will meiner Frau das Nöthige sagen, dann folge ich! Mit diesen Worten ging er in die Stube und ich schritt den Flur entlang, der Stiege zu, die zu meinem Zimmer führte.

Bald folgte mir der Kapitain, und nicht lange darauf brachte die Dienerin die ganze Zurichtung zum Thee,

bei der übrigens auch die Rumflasche nicht fehlte, auf die Kapitain Verstoll lächelnd deutete und sagte: Ohne das trinkt der Seemann keinen Thee, da man zur See keine Milch haben kann. Diese zu nehmen ist der Landratten (wie die Seeleute die Bewohner des Landes nennen) Liebhaberei. Eine ächte Theerjacke oder Seehund mag keine!

Ich branete den Thee und bald saßen wir guter Dinge bei einander. Durch die Frage: Wo seid Ihr heute gewesen, Wynbeer? leitete er ungesucht zu dem Punkte, wo seine Erzählung beginnen mußte.

Ich erzählte ihm Alles bis auf die Unterredung mit Ivo, dem Badediener.

Aha, sagte lachend der Kapitain, ich kenne den Schelmen schon, der, um los zu kommen, Euch mir auf den Hals gesetzt hat. Doch sollt Ihr Euch nicht getäuscht haben. Denket aber nicht, daß ich Euch eine heitere Geschichte erzähle! Dennoch aber gibt sie Vieles zu bedenken. Doch ich will Euch keine Predigt halten, sondern alsbald anheben.

Ihr waret, Wynbeer, an den Ruinen des Hauses in den Dünen und kennet also seine Lage. Es ist keine alte Ruine, denn vor etwa fünfzig Jahren war es noch bewohnt, wenn auch von Jedermann gemieden. So war es aber nicht immer gewesen. Ich hörte genau von der Zeit, wo eine zufriedene Familie dort wohnte; zufriedene Familie, sagt ich, wenn auch ihre Lage nicht eben zu den wohlhabigen gehörte. Der Mann war, wie freilich Wenige der dort Wohnenden, ein Seemann, der bald auf Handelsfahrzeugen, bald auf Fischerbooten diente — am Häufigsten aber bei einem reichen Manne, der Patron und Kapitain zugleich war. Er hieß Wachtendonck und führte eine Brigg, die als der beste Segler Ostendes und als das tüchtigste Schiff seines Hafens bekannt war. Patron Wachtendonck war ein ächter Seehund, wie wir Seeleute sagen, eine ächte Theerjacke, die sich auf dem Trocknen so unbehaglich fühlte, wie ein Fisch in gleicher Lage.

Oft kam er ein ganzes Jahr nicht heim; denn wenn er eine Ladung nach Liverpool hatte und fand dort, nachdem er gesichtet, eine nach Rio de Janeiro, so nahm er sie ein und segelte dorthin; fand er dort eine nach Bremen, well, so segelte er dorthin, und es hing eben von einer neuen Ladung ab, auch von dort, und wenn es nach Canton gegangen wäre, sie einzunehmen, ohne nur daran zu denken, Ostende wieder zu sehen. Er war ein reicher Mann geworden, aber in Ruhe seinen Wohlstand zu genießen, war ihm nicht gegeben. Wenn er kein Salzwasser unter sich hatte, war er unglücklich und unleidlich. Seine Leute hielt er gut, bezahlte sie gut und nährte sie vortreflich. Sie ließen Leib und Leben für ihn. Im Dienste aber und in der Handhabung der Ordnung und Gerechtigkeit auf seinem Schiffe war er unerbittlich. Hier bin ich König! pflegte er zu sagen, und nur Gott, der Herr, ist über mir! —

Diesem Patron Wachtendonck, wie er kurzweg hieß, diente auch Jan, der Matrose, der jenes Haus bewohnte und als Eigenthum besaß. Seine Frau, eine brave Frau, die aber ihr Gläslein Genever so gut trank wie er, und durch ihr unsäglich vieles Blandern berühmt war, hielt ordentlich Haus und die Leute hätten etwas vor sich gebracht, wenn nicht Jan in New-Orleans einst das gelbe Fieber bekommen hätte, an dem er starb.

Mefrow Eliseje, wie sie hieß, hatte ein Kind, den kleinen Jan, einen kräftigen, hübschen Buben. Leider war sie der Erziehung des kleinen Strickers nicht gewachsen. Der Bube durfte machen, was er wollte, so sagte sie: Es ist eine arme Witwe, die man milde behandeln muß! Trieb er's aber über alle Maßen und Gebühr, so gerieth sie außer sich, und ließ ihn das harte Tausende der Art fühlen, daß er durchging und erst nach Wochen oft heimkam. Dann hätschelte sie ihn wieder über alle Begriffe und zerstörte so alle Zucht. Wo sich der Bube in solchen Zeiten herumtrieb, wußte Niemand,

und er weigerte sich auch hartnäckig, es zu sagen. An einen Unterricht dachte die Mutter nicht und es stand damit ohnehin im Lande nicht eben sonderlich. Als er mehr heranwuchs, gefiel ihm das herumirrendes Leben, und ohne besondere Ursache fiel es ihm wohl ein, einmal auf einen Monat eine Reise in's Land zu unternehmen, wo er sich dann vom Betteln ernähren mußte, weil er anders nicht durchkommen konnte; manchmal dauerte eine solche Reise auch ein Vierteljahr. Seine Mutter war dann sehr unglücklich, desto glücklicher aber, wenn der Tagedieb endlich wieder kam.

Ihren und ihres Mannes Freunden klagte sie wohl ihre Noth mit dem Buben, allein das half nicht. In seiner Abwesenheit ersänfte sie ihren Kummer in Branntwein und so untergrub sie ihre feste Gesundheit und starb frühe. Der Knabe erhielt einen Vormund und das Haus wurde verkauft. Der Vormund that ihn zu einem Seemann. Das ist ein gutes Geschäft in einer Seestadt, Mynheer, und ernährt seinen Mann, wenn er sich rühren will; aber für Jan hatte es zwei unangenehme Seiten, die es ihm bald verleiteten, nämlich, daß es schwere Arbeit fordert, und zu Hause zu bleiben zwingt. So kam es denn, daß er eines schönen Morgens auf und davon gegangen war. Sein Meister sagte es seinem Vormunde und dieser zeigte es der Polizei an, die nun alle ihre Mittel aufbot, den Taugenichts wieder zu finden, allein es war vergeblich. Er war und blieb verschollen.

Mehrere Jahre gingen so hin, und Niemand hörte etwas von dem kleinen Landstreicher; da erschien er eines Tages wieder in Ostende, aber in einem Zustande, der es als eine unabwiesbare Nothwendigkeit an's Licht setzte, daß eine andere, und eine sichere Unterkunft für ihn müsse gesucht werden.

Der Kapitain und Patron Wachtendonck war damals nach jahrelanger Abwesenheit wieder einmal eingelaufen. Zu dem ging der Vormund und sagte ihm Alles haarklein. Wozu

erzählt Ihr mir das, Baas van Kanten? fragte er den Vormund. Baas heißt hier im Lande so viel, wie bei Euch: Better.

Ich wollte Euch bitten, sprach dieser, den Jan als Schiffsjungen am Bord des Neptun (so hieß Wachtendonck's Schiff) zu nehmen, denn so hört sein Bagabondiren allein auf. Er muß auf dem Schiffe bleiben und arbeiten. — Das ist ein Heil für ihn.

Ich sehe schon, sagte Wachtendonck, ich binde mir mit dem Buben eine Zuchtruthe auf; aber Ihr habt Recht, Baas von Kanten, das ist das einzige Mittel, ihn vernünftig zu machen. Bringt ihn mir Morgen, denn schon Uebermorgen lichte ich wieder die Anker nach Boston. Ich will ihn schon in die Reihe und Ordnung bringen, wenn's irgendo möglich ist.

Das war eine frohe Botschaft für den armen Baas van Kanten, der sein Herzleid mit dem Rangen hatte.

Er ließ nun den gänzlich verlumpten Bagabunden wieder ordentlich kleiden und sagte ihm dann unumwunden, was mit ihm geschehen sollte.

Jan hörte ihn aufmerksam an und sagte dann, ihn fest ansehend: Das gefällt mir! Gefiele mir's aber nicht, so würde nichts draus. Er sagte das so fest und bestimmt, daß der Vormund im Stillen Gott dankte, daß es dem Buben gefiel. Im anderen Falle wäre er sicher wieder auf und davon gegangen und der geplagte Mann hätte ihn nicht halten können, weil der Bube voll Kniffe und Pfiße war und ihn gewiß, trotz aller Wachsamkeit, würde überlistet haben. Er hatte sich einmal verschnappt, woraus der Baas van Kanten entnahm, daß er in Nachen eine gute Weile im Gefängniß gefessen hatte. Warum das aber geschehen war, verrieth er nie. So viel ist indessen gewiß, daß man Wohlverhalten wegen Niemanden in's Gefängniß steckt. Zu vermuthen war es, daß er durch irgend eine Dieberei dazu gekommen war,

denn er gab gegründete Veranlassung zu dem Verdachte, daß er seinen Vormund selbst bestohlen hatte.

Leider zeigt sich hier, fuhr nach einer Weile der Kapitain Berstoll fort, wie das Böse wuchert, wenn Zuchtlosigkeit ihm die Gelegenheit bietet. Jan war begabt. Sein offenes, klares Auge verrieth das. Was hätte aus dem Jungen werden können, wenn er eine gute Erziehung genossen? Ach, Mynheer, wie manche Menschenseele geht so in Leichtsinne und Schlechtigkeit unter, wenn Liebe und ernste Zucht nicht sie auf Gottes Wegen erhalten!

Aber, wie konnte das bei Jan geschehen, der ein jähzorniger und eigensinniger Strick war? Seine Mutter konnte ihm weder in Lehre, noch Beispiel, das leisten, was Noth war; denn ich habe sie Euch schon geschildert. Und als sie todt war, da war's denn vollends aus. Von Gott wußte er nichts; in eine gute Schule war er nicht gekommen; beten hatte ihn seine rohe Mutter auch nicht gelehrt. Da stand er denn ohne allen Halt in dieser Welt da, wo die Versuchung zum Bösen so mächtig ist, und die Gesellschaft von Bettlern, Landstreichern, Tagedieben und Spitzbuben, die er auf Landstraßen, Gassen und im Gefängnisse kennen lernte, war wahrlich nicht geeignet, die Keime des Guten, die in seiner Seele liegen mochten, zu wecken, zu pflegen und zu fördern. Was ein Dörnchen werden will, das spißt sich frühe, sagt ein Sprichwort; das bewährte sich auch an dem kleinen Jan. Lügen konnte er, wie gedruckt, wie man in Deutschland sagen hört. Lügen aber sind offenbare Werke des Teufels, der ein Vater der Lüge ist. Ihr wißt es, daß, wenn sich ein Kind an's Lügen gewöhnt, daraus alle Schlechtheiten und Verworfenheit hervorgeht, die sein späteres Leben zu einem Fluche macht und es unerlöschlich verpestet.

Well, Mynheer, ich muß zu Jan zurückkehren, sagte der weitere Berstoll.

Als er zu Patron Wachtendonck kam, gestel er diesem. Das war nicht zu leugnen, der Junge sah aus, wie ein frischer Apfel mit rothen Backen. Seine blonden Haare — hier im Lande eine Seltenheit, ringelten sich, wie Korkzieher, und seine großen blauen Augen strahlten, wie Diamanten. Dabei war er kräftig und gedrungen, und doch gewandt im Klettern, wie ein Eichhorn. Das war Einer, wie er zum Schiffsjungen eben paßte.

Well, sagte Patron Wachtendonck, der Kerl wick brauchbar, wenn er einmal die Schule auf dem Berdeck des Neptun durchgemacht haben wird. Fürchtest Du Dich auch nicht vor dem Salzwasser? fragte er ihn.

Ich fürchte mich vor dem Teufel nicht! rief der Junge mit großer Frechheit.

Paß! hatte er Eins von des Patrons flacher Hand, daß er kopfüber auf's Berdeck purzelte und einen Schrei des Schreckens und Schmerzes ausstieß.

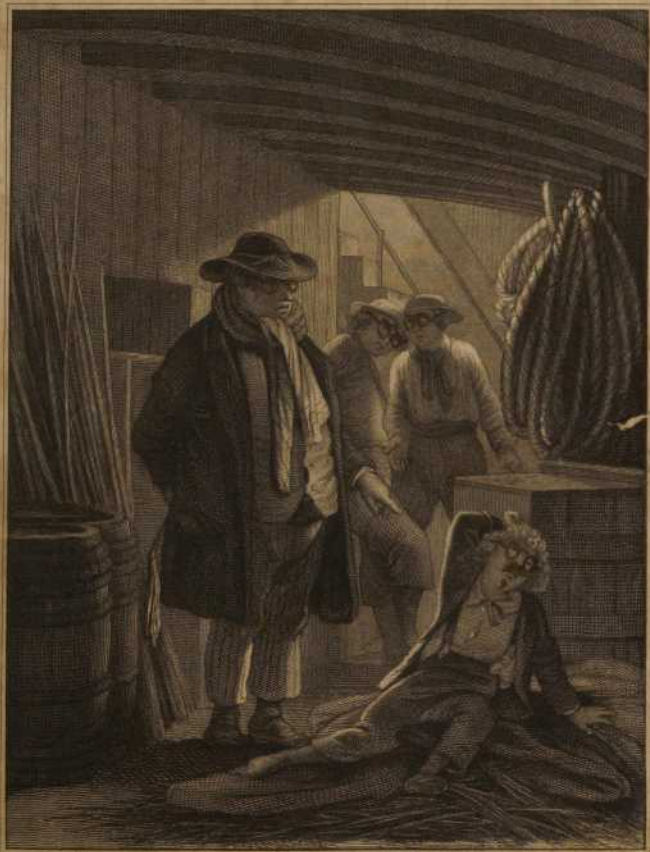
Als er heulend wieder aufgestanden war, sagte Patron Wachtendonck, zu ihm: Well, mein Sohn, das war das A im Alphabet meiner Zucht, wenn ich einer scham- und gottlosen Frechheit begegne, wie die war, die Du eben sagtest. Du sollst Dich wohl vor dem Teufel fürchten, denn der verdirbt Deine Seele ewiglich. Du sollst zu Gott beten, daß er Dir helfe, den Teufel abwehren und besiegen. Kannst Du beten? —

Nein, Wijnheer! rief schluchzend der Knabe.

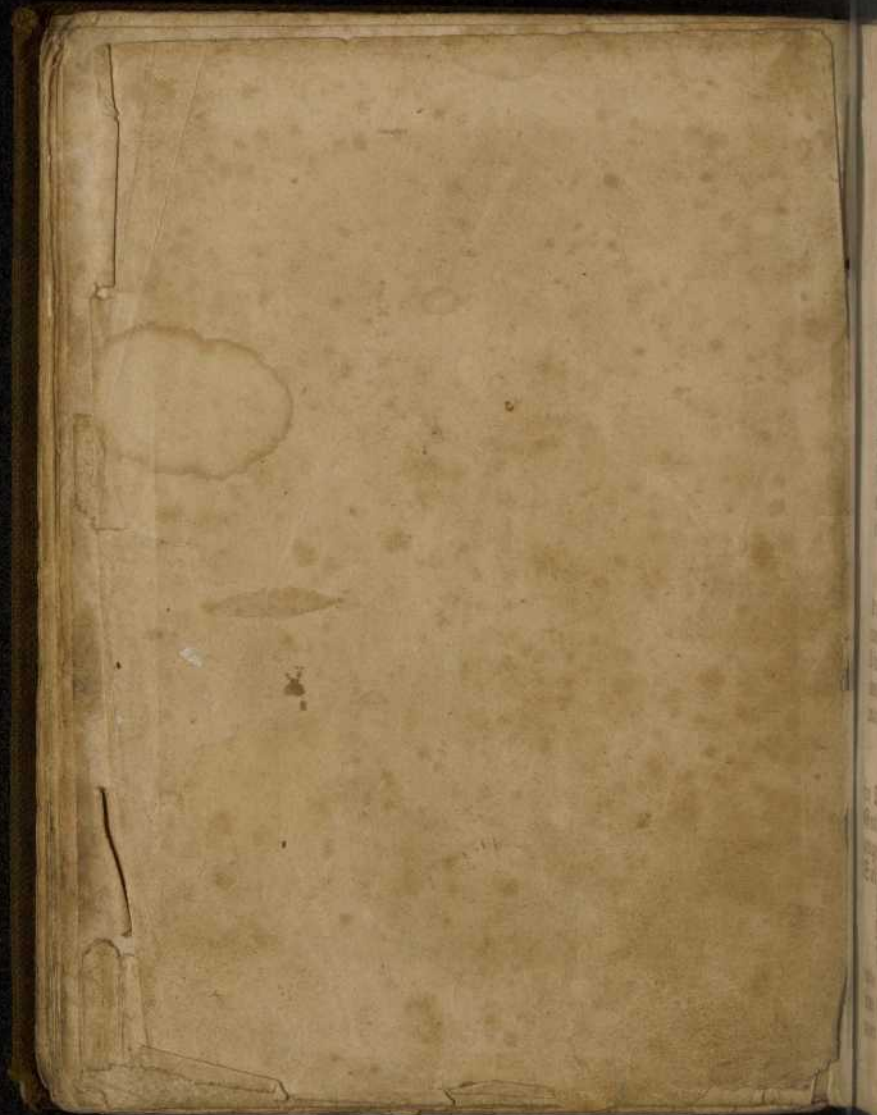
Was? schrie Wachtendonck. Beten kannst Du nicht?

Nch, Wijnheer, begütigte van Xanten, wißt Ihr denn nicht mehr, daß ich Euch sagte, er sei aufgewachsen, wie ein Wilder, der nichts von Gott weiß?

Ja Ihr habt Recht, Baas van Xanten, sprach Wachtendonck; jetzt erst denke ich daran. Nun, ich selbst will ihn beten lehren, das versprech' ich Euch! Er bleibt nun auf dem Schiffe und Ihr könnet gehen. Gott befohlen!



Stahlfabrik v. Carl Meyer's Anstalt in Nürnberg



Ich hier bleiben? rief da der wilde Bube. Niemals! Und er schickte sich an, mit van Xanten in das Boot zu steigen.

Auf Patron Wachtendoncks Wink aber faßten ihn zwei Matrosen und brachten ihn unter das Verdeck, wo er sich, wie ein Rasender geberdete.

Wachtendonck stieg darauf hinab zu ihm und sagte ruhig zu ihm: Jan, Du bist nun Schiffsjunge hier auf dem Neptun, davon heißt keine Maus einen Faden ab. Bist Du vernünftig, anständig und brav, Well, so hast Du es gut. Fährst Du zu heulen und zu toben fort, so kriegst Du die „neunschwänzige Kacke“ und Fischkott — verstehst Du mich? Die neunschwänzige Kacke ist eine Peitsche aus neun Taustücken, die hinten in Eins, als Stiel verbunden sind. Die wird Dir übergezogen, und Fischkott — ist Wasser. Nun entscheide Du selbst! —

Er wandte sich um und ging auf's Deck.

Derlei Reden hatte Jan noch nicht gehört. Er sah ein, da könne er mit seinem Schreien und Toben nichts ausrichten, und wählte darum das Bessere, das heißt, er schwieg plötzlich stille und war ruhig; aber er knirschte mit den Zähnen und drückte den Grimm in die Brust hinab. Außerlich sah man es ihm nicht an, wie es im Innern gohr und wühlte.

Ein Matrose holte ihn an's Deck.

Jung', sagte er zu ihm, es war Dir gerathen, daß Du in Dich gingst. Nimm Dich vor dem alten Patron in Acht! Gut ist er, aber übertrittst Du die Schiffsordnung oder bist ungehorsam, wehe dann Dir! Er wäre im Stande, Dich Salzwasser trinken zu lassen.

Was heißt das? fragte Jan.

Nun, Dich in's Meer stürzen und ersäufen zu lassen!

Das fuhr denn doch durch des Knaben Mork und Gebein wie ein fröstelndes Zucken und er schüttelte sich, ob's gleich im Sommer war, und es löste ihm einen gewaltigen Respekt vor dem Patron ein.

Als er auf dem Verdecke ankam, sah ihn Wachtendonck freundlich an und sagte: Gut, daß Du verständig wurdest!

All' Mann auf Deck! stieß er dann in's Sprachrohr und im Augenblick standen alle Matrosen des Schiffes in Reih' und Glied. Er unterrichtete nun Jan von dem, was er zu thun hatte und ermahnte ihn zum Gehorsam und zur Treue; dann wendete er sich zu den Matrosen und forderte sie auf, gegen den Jungen, den Sohn eines ihrer Kameraden, menschlich und schonend zu sein, und ihn nicht auf's Blut zu quälen, wie sie es sonst den Jungen thaten.

Darauf entließ er sie und der Bootsmann wies Jan in sein Berufsleben ein. Dem Obersteuermann aber gebot Wachtendonck, den Jungen zu unterrichten, da er nicht ein Zeichen lesen, noch weniger aber schreiben oder rechnen könne; er selbst wolle ihm so viel Religionskenntnisse mittheilen, als er eben selbst noch besitze, und so hoffe er, er werde mit Gottes Gnaden und Beistand des heiligen Geistes doch noch zu Etwas gebracht werden können.

Hier muß ich Euch sagen, unterbrach Kapitain Verstoll seine Erzählung, daß es ein Vorurtheil ist, wenn Viele glauben, die Seeleute seien ohne Religion. Wijnbeer, glaubt mir, wenn man im Rasen des Sturmes aller menschlichen Hülfe bar und ledig, auf einer Rußschale, wie doch so ein Schiff mehr oder weniger ist, und mit dem Bewußtsein, daß in solcher Lage menschlicher Witz auf der Reize ist, das nasse Grab im Meere aber das Nächste, Blegem! (Blitz!) Wijnbeer, wenn man, sag' ich, in solcher Lage zwischen Himmel und Salzwasser schwebt, so lernt man an Jesum Christum glauben und aus tiefster Seele rufen: Herr, hilf, wir verderben! Da weckt Einem die Nähe des Todes alle die Sünden auf und das erschrockene Gemüth sucht Hülfe, Gnade und Vergebung nur da droben. Ich weiß viele Schiffe auf denen Morgens und Abends gebetet wird und auf dem Schiffe Wachtendoncks war's ebenso. Was in dem Katechismus

steht, hatte wohl der alte Patron Wachtendonck vergessen, aber ein recht lebendiger Glaube wohnte in seinem Herzen, und so war es ihm ein Ernst, den Jan, der wie ein Heide in der Welt stand, zur Erkenntniß Gottes und seiner eigenen Sünden zu führen.

Der Junge hatte, wie schon gesagt, außerordentliche Gaben. Er machte in dem, was ihm der Obersteuermann beizubringen hatte, erstaunliche Fortschritte und auch dem Patron hörte er mit Andacht zu, wie es wenigstens schien und der Patron war gutmüthig genug, zu glauben, es sei alles bare Münze. Ich, meines Orts, habe alle Ursache zu glauben, daß Jan, der in Lug und Trug geübt war, sich nur so stellte, und innerlich vielleicht gar über Patron Wachtendonck spottete und höhnte.

Well, der Patron meinte, seine wohlgemeinten Worte schlugen alle Wurzel in Jans Herzen. Er bemühte sich auch, in allen Stücken, sowohl dem Patron, als dem Schiffsvolke dienskfertig und freundlich zu sein. So ist es denn gekommen, daß sie ihn Alle lieb hatten. Er machte sich alle Tage besser und der Patron hätte ihn um schweres Geld nicht missen mögen. Solcher Jungen hatte er selten Einen gehabt.

Die Reise nach Boston ging sehr gut ab und dort empfangung der Neptun wieder eine Ladung nach Liverpool, die für einen Deutschen bestimmt war, der Nummüller hieß, und aus Osnabrück gebürtig war — ein Mann der vielleicht mit hunderttausend Pfund Sterling in's Gewicht fiel.

Ladungen, die ihn mit Deutschen in Verbindung brachten, waren für Patron Wachtendonck die unangenehmsten, denn er konnte mit der deutschen Sprache gar nicht in's rechte Fahrwasser und guten Wind kommen.

Als er darum in Liverpool landete, brummte er halblaut, daß er nun wieder eines Dolmetschers sich bedienen müsse.

Da trat Jan lech vor und sagte, er sei des Deutschen ebenso mächtig, wie des Französischen. Wenn er ihm dienen könne, so sei er willig und bereit dazu.

Wachtendonck schüttelte verwundert den Kopf, aber er hatte jetzt nicht Zeit, nachzufragen, wo er denn das Deutsche erlernt, sondern nahm ihn mit zu Herrn Nummüller, wo ihm der Junge vortreffliche Dienste leistete. —

IV.

Ich weiß es nicht, wohin der Patron Wachtendonck seine Fahrt von Liverpool aus richtete, fuhr Kapitain Berstolf zu erzählen fort, aber das weiß ich, daß Jan durch seine Anshülfe bei dem Kaufmann Nummüller bei Wachtendonck einen mächtigen Stein im Brette gewann. Als er ihn darüber ausfragte, wo er das gute Deutsch gelernt, sagte lachend Jan, er habe seine Bettelfahrten weit hinein nach Deutschland ausgedehnt und dort es erlernt.

Der Patron überhäufte den Jungen mit Wohlthaten; die Mannschaft des Neptun hatte ihn lieb, weil er gefällig und anständig und voller Späße war; aber wer hätte, wie der Herr, in des Knaben Seele lesen können, der würde dennoch unter der gleisenden Miene der Freundlichkeit einen tiefgewurzelten Haß gegen den Patron entdeckt haben. Den Schlag, den er doch verdient, und das Einsperren vergaß er ihm nie und trug im finstersten Winkel seines bösen Herzens eine heimliche Tücke, die nur des Augenblicks gewärtig war, um zur Ausübung zu kommen.

Wer ihn in seinem Thun am Bord beobachtete, mochte glauben, er sei mit Leib und Seele Seemann; aber auch das war nur Schein. Er sehnte sich nach nichts mehr, als nach einer Gelegenheit, von dem Schiffe zu entweichen, um auf seine Faust am Lande sein Glück zu suchen und der ihm unerträglichen Strenge und der Gewalt zu entgehen, die auf dem Meere der Kapitain über Leben und Tod hat. Er fürchtete

Wachtendonck, wie das Feuer und beherrschte sich darum mit großer Gewalt, zwei nahe verwandte Fehler zu unterdrücken. Das war die Lust am Stehlen und die Räscherei.

Man hätte glauben sollen, das Gute, was ihm Gott am Bord widerfahren ließ, hätte ihn zur Einker bei sich selbst und zur Besserung führen sollen; allein wenn auch Gott an die Thüre seines harten Herzens klopfte, er machte die Thüre nicht auf. —

Das Vertrauen, welches er indessen an Bord genoß, war für ihn leider eine Versuchung zum Bösen. Der Koch sandte ihn an die Vorräthe mit vollem Zutrauen. Das weckte seine Räschhaftigkeit und er widerstand der Versuchung nicht. Der Patron dachte gar nicht daran, auf das Geld zu achten, welches er in seinen Kleidern bei sich trug, die Jan zu reinigen hatte. Auch das war eine neue Versuchung für sein böses Herz und es ging ihm, wie Judas. Er nahm auch, wie dieser, anfänglich nur wenig; allein die Begierde wuchs und er griff stärker und tiefer in das Eigenthum seines Wohlthäters.

Noch einmal pochte der Herr an sein Herz, als er diese Betrügereien und Diebstähle entdeckt werden ließ. Gottes Besserungswege führen eben so wohl durch gute Tage und Glück, da seine Güte uns zur Buße führen will, als, wenn dieser Weg göttlicher Liebe nicht zum Ziele führt, durch die Dornen des Unglücks und die Pein der Strafe — aber hier ist es dieselbe Liebe, die uns geistig Blinde, in der Sünde Verbärteten zum Gefühl der Schuld, zu Reue und Buße leiten will.

Fast zu gleicher Zeit wurde der Koch auf manche mangelnde Flasche seinen Weines und anderer Leckerbissen aufmerksam und der Patron darauf, daß ihm Geld fehle, das er in seinen Kleidern getragen. Auf Alle wäre des Patrons Verdacht eher gefallen, als auf Jan, dessen Betragen so tadelloß war.

Der Koch war übrigens schlauer und sein Verdacht konnte nur an Jan hängen, da nur dieser an seine Vorräthe gekommen war.

Er vertraute dem Patron, was er bemerkte, und auf wem sein Verdacht ruhe. Da konnte der auch nicht verschweigen, was er gefunden und beide verabredeten einen Plan. Der Kapitain oder Patron zählte genau Abends sein Geld und zeichnete jedes Stück mit demselben Merkmale und der Koch wollte Jan am anderen Morgen wieder in die Vorrathskammer schicken und ihm dann heimlich folgen.

Als am anderen Morgen Jan des Patrons Kleider brachte und Wachtendonck nachsah, fehlten zwei Goldstücke. Er schwieg, und ließ den Koch, einen schlitzohrigen Franzosen, seinen Plan ausführen.

Plötzlich ertönte ein heiseres Geschrei aus dem Schiffe. Der Patron und der Steuermann stürzten hinab. Sie fanden den Koch an der Erde liegend und Jan auf ihm knieen. Der Koch war dem Tode des Erdroffeln nahe, als die Hülfe kam.

Ein Schlag des Patrons auf Jans Kopf betäubte diesen so, daß er den Koch frei ließ.

Das Geschrei brachte die Matrosen herbei. Jan wurde auf das Verdeck geschleppt und hier erzählte der Koch, der sich allmählig erholte, wie er ihm nachgeschlichen sei, und ihn eben gefunden habe, wie er eine Flasche Madeira auf die Seite habe schaffen wollen. Da habe er ihn gepackt, und nach Hülfe gerufen; aber wie eine Tigerkatz sei Jan über ihn hergefallen und habe ihn zu erdroffeln gesucht.

Der Patron ließ die Mannschaft zusammentreten, um des Kochs Anklage zu hören. Jan leugnete mit einer Frechheit, die das verstockte Herz offenbarte. Nun aber erzählte der Patron, wie ihm schon lange Geld abhanden komme und wie er endlich gestern seine Baarschaft mit unverkennbaren Merkmalen gezeichnet und heute ihm wieder Geld gefehlt.

Er sandte nun den Obersteuermann und zwei Matrosen, deren Ehrlichkeit erprobt war, zu Jans Kojе oder Schlafstelle. Während diese gingen, ließ doch Jan den Kopf hängen. Er sah sein Verhängniß sich erfüllen. Bald darauf kehrten sie zurück.

Sie hatten in einer Ecke einen Beutel gefunden und darin das dem Patron entwundene Geld in größerem Maße, als es dieser vermuthet hatte.

Jetzt lief dem Patron die Galle über. Er hielt Jan das Gebot Gottes vor; er erinnerte ihn an die schöne Undankbarkeit gegen ihn und gegen Alle, die ihm so wohl gewollt. Jan leugnete mit gewohnter Frechheit. Er wisse nicht, wie das Geld in seine Kojе gekommen sei; es könne es Einer dahin gelegt haben, um den Verdacht auf ihn zu lenken und dergleichen ruchlose Lügen mehr.

Wachtendonck zitterte vor Zorn. Er distirte ihm zwanzig Hiebe mit der „neunschwänzigen Rake“ und acht Tage Arrest bei Wasser und Brot.

Die Matrosen, die Alle auf's Heftigste ergrimmt waren, vollzogen die Strafe und Jan heulte vor Wuth und Schmerz. Darauf warfen sie ihn in das finstere Loch, das zum Arreste diente.

Nach überstandener Strafzeit war Jan geschmeidig, wie ein Aal und so zerknirscht, daß Wachtendonck an seine Besserung glaubte; doch der Obersteuermann sah schärfer.

Traut ihm nicht, Patron, sagte er warnend. Ich habe seine giftigen Blicke gesehen. Gebt Acht, er nimmt Rache an uns Allen! Sein starrer, böser Sinn ist nicht gebrochen!

Wachtendonck meinte aber, der Obersteuermann sehe zu schwarz. Er sollte es erfahren, wie richtig der alte Mann geurtheilt hatte!—

Nach mehreren Seereisen kommt der Patron einmal wieder nach London. Dort nahm er eine kostbare Ladung nach Antwerpen, und dann wollte er einmal wieder in Ostende eine Weile im Schooße seiner Familie ausruhen.

Jan war sich gleichgeblieben und der Patron begann, ihm wieder mehr zu trauen. Er war ja nun auch sechszehn Jahre alt und ein kräftig aufgewachsener, bildhübscher Bursche. Wachtendonck dachte, er sei nun geistig reifer und werde sich vor dem Argen hüten.

Die Ladung war endlich eingenommen und der Wind schien günstig zu werden, da eine leichte Brise wehte. Alles wurde in Bereitschaft gesetzt, um diese Nacht abzufegeln.

Plötzlich stürzt der Koch zu dem Patron, der bei dem Obersteuermann am Rade des Steuerruders stand, und rief: Patron, es ist Brandgeruch im Schiffe! Ich hab's eben recht deutlich gerochen. Kommt schnell und überzeugt Euch!

Beide folgten dem Koche.

Es war leider kein Zweifel, daß Feuer im Raume war, wo die Waarenballen lagen.

Ihr mögt Euch denken, Wynbeer, sagte Kapitain Verstolk, was das für ein Schrecken war! Zum Glück behielt der Patron seine fünf Sinne in der Gewalt, und noch ein größeres Glück war es, daß der Brand im Hafen war entdeckt worden, wo Hülfe zur Hand war. Auf offener See wäre wahrscheinlich Schiff und Ladung zu Grunde gegangen und damals wußte man noch nichts von Versicherungen. Wachtendonck wäre ohne Zweifel bettelarm geworden, wenn er mit dem Leben davon gekommen wäre.

Mit aller Umsicht verfuhr man nun und bald fand man die Stätte des Feuers, das noch nicht viel Unheil angerichtet hatte; aber man fand auch unzweideutige Spuren, daß das Feuer mit Vorbedacht angelegt war. Die Absicht des Mordbrenners war durch den früh entdeckten Geruch vereitelt worden.

Wo ist Jan? rief der Obersteuermann, in dessen Seele eine Ahnung aufstieg. Man rief; man suchte; Jan aber war nicht zu finden. Und als der Kapitain in seine Kajüte kam, fand er, daß ihm eine beträchtliche Summe, die er am

Tage eingenommen, und die ihm Jan auf das Schiff getragen hatte, fehlte. Jetzt schwanden alle Zweifel.

An eine Abreise war nicht zu denken, schon wegen der entstandenen Unordnung; allein mehr noch wegen der Verfolgung des Verbrechers. Der Patron machte seine Anzeige; beschrieb Jan genau und die Polizei von London, die an Vortrefflichkeit ihres Gleichen nicht hat, kam auf die Beine. Alles wurde angewandt, Jan zu finden; allein Wachtendonck mußte die Anker lichten, ohne daß er wäre gefunden worden, und auch dann als er weg war, gelang es nicht, ihn zu entdecken. Er war und blieb verschollen. —

Ein halbes Jahr mochte nach diesem schauderhaften Vorfall vergangen sein, da ereignete sich im Canale, das ist, in dem schmalen Meere, das zwischen England und Frankreich strömt, ein großes Unglück. Auf dem Canale lag ein dichter Nebel, der nicht auf Kabellänge hinausblicken ließ. Plötzlich trifft ein dahergehendes Schiff ein furchtbarer Stoß, und in demselben Augenblick beginnt es zu sinken; aber auch das mit demselben zusammengestoßene Schiff hat so furchtbaren Schaden genommen, daß auch sein Leck ein Sinken erwarten läßt, was dann auch erfolgt. Von beiden Schiffen wurden nur etwa dreißig Menschen gerettet. Ein Schrei des Entsetzens wurde durch ganz England gehört, und alle Zeitungen waren mit Schilderungen des schauderhaften Unglücks angefüllt, das jedes Herz ergriff.

Etwa einen Monat nach diesem Unglücksfalle trat in das Haus des Kaufmanns Nummüller zu Liverpool ein gutgekleideter junger Mann, der den Herrn des Hauses zu sprechen verlangte.

Diesem erklärte der junge Mensch, daß er Einer der Geretteten von den beiden im Canal untergegangenen Schiffen sei. Er wußte die Geschichte mit den lebhaftesten Farben und so beweglich zu schildern, daß Herr Nummüller lebhaft davon ergriffen wurde.

Ich bin ein Deutscher aus Aachen, sagte der junge Mensch, und wollte mit meinem Herrn, dessen Geschäftsführer ich war, nach England reisen. Er ist bei dem Unglücksfalle angekommen. Meine kleine Habe ist mit untergegangen; aber schlimmer für mich ist der Umstand, daß alle meine Zeugnisse mit verloren gingen. Ich verstehe kein Wort Englisch. Deswegen suche ich Dienste bei edlen Deutschen. Können Sie mich brauchen, so bitte ich, verlassen Sie mich nicht und stoßen Sie mich nicht durch Abweisen in einen Abgrund des Elendes!

Herr Nummüller war ein gutmüthiger Mann. Er behielt den jungen Menschen auf gut Glück, denn er gefiel ihm wohl. Es zeigte sich bald, daß er den jungen Menschen, der sich Volkmar nannte, sehr gut verwenden konnte. Wenn er auch keine kaufmännische Bildung hatte, so war er gewandt, thätig, gefällig und sein klarer Verstand ersetzte Vieles. In Zeit eines halben Jahres besaß er das Vertrauen Nummüllers vollkommen. Er wurde Magazinverwalter, und, da er sich treu erwies, vertraute ihm der Prinzipal bald wichtige Aufträge an, die er stets zur vollsten Zufriedenheit ausführte.

Herr Volkmar war allen Geschäftsfreunden des Hauses Nummüller bekannt, nahm große Summen ein und zahlte sie aus, kurz, Jedermann schenkte ihm Achtung und volles Zutrauen, weil sein geachteter Herr es ihm schenkte.

Vielleicht zwei Jahre später ging eines Tages Herr Volkmar am Hafen von Liverpool auf und nieder, als plötzlich sein Auge auf einem eben vor Anker gegangenen Schiffe weilte. Er wurde bleich, wie eine Leiche und zitterte am ganzen Leibe — denn das Schiff war der Neptun aus Ostende, Patron: Wachtendonck. —

Kaum hatte sich Volkmar von seinem ersten Todesschrecken erholt, als er rasch zur andern Seite des Hafens eilte, wo ein Schiff ankerte, das mit dem morgenden Tage nach Westindien abzugehen im Begriffe stand. Volkmar kannte den

Kapitain genau und hatte im Auftrage des Herrn Nummüller ihm Ladung übermittelt. Er ließ sich an Bord rudern und bat den Kapitain um eine vertraute Unterredung. Hier eröffnete er ihm, daß er in einem Wortwechsel mit Herrn Nummüller gebrochen habe und entschlossen sei, mit ihm nach Westindien zu gehen. Der Kontrakt wurde sogleich unterzeichnet und Volkmar verließ das Schiff, um seine Habseligkeiten noch diesen Abend an Bord schaffen zu lassen und dann schnell nachzufolgen.

Volkmar eilte nach der Stadt, nahm bei einem Kaufmann auf eine Anweisung des Herrn Nummüller, die er gerade einkaufen sollte, eine sehr bedeutende Summe in Empfang, und eilte dann nach Hause. Die Dämmerung war bereits eingetreten. Schnell packte er seinen Koffer; barg das Geld darin, nahm sonst nur das Unentbehrlichste mit; und kam unbeachtet aus dem Hause.

Arglos nahm ihn der Kapitain des Westindiensfahrers auf und schon vor Tagesanbruch verließ das Schiff den Hafen von Liverpool.

Erst als Englands weiße Küste am Horizonte verschwand, wurde es Volkmar wieder wohl, denn eine ungeheure Angst schnürte ihm bis dahin die Brust.

Ich denke, sprach nach einigen Augenblicken, in denen er mich fragend angeblickt, Kapitain Verstolk, Ihr wißt so gut, wie ich, daß hinter dem pfiffigen Volkmar Niemand Anderes steckt, als Jan, der ruchlose Brandstifter? —

Als er den Neptun im Hafen sah, überfiel ihn die Todesangst; denn er konnte denken, daß Patron Wachtendonck auch Nummüller besuchen würde; daß dann auch seine Entdeckung nicht ausbleiben könne, so wenig als die längst verdiente Strafe. Darum beeilte er seine Flucht so sehr, und häufte ein neues Verbrechen zu seinen früheren Schandthaten — den Betrug an Nummüller und die schändeste Vergeltung der Wohlthaten dieses braven Mannes, die er empfangen hatte.

Im Hause Numüllers fiel es nicht auf, daß Volkmar nicht zu rechter Zeit zu Hause war, da er im Vorübergehen dem Buchhalter gesagt hatte, er habe im Hafen alte Freunde aus Deutschland gefunden, die mit dem Neptun von Ostende, Patron Wachtendonck, angekommen seien; er werde wohl erst Morgen zurückkommen und bitte ihn, dieß Herrn Numüller sagen zu wollen. Als aber Volkmar auch am folgenden Tage nicht kam, wurde Herr Numüller wegen der Anweisung besorgt, die er ihm übergeben hatte. Man forschte nach, aber umsonst. So vergingen im Suchen nach dem jungen Manne mehrere Tage. Man glaubte anders nicht, als es sei ihm ein Unglück begegnet. Als man aber seine Stube ausgeleert fand; als es sich heraus stellte, daß er das Geld empfangen; als gar noch Leute ihn wollten nach dem Westindienfahrer schiffen gesehen haben, da gingen dem Herrn Numüller die Augen auf und er erkannte, daß ihn ein Bösewicht geprellt habe, der die Miene der Ehrlichkeit, kunstmäßig anzunehmen verstanden, bis er ihn sicher gemacht und umgarnt hatte.

Dem Patron Wachtendonck erzählte er die Geschichte und als dieser sich auf's Genaueste nach dem Aussehen Volkmars erkundigt, wurde es beiden klar, wie das Alles gekommen, und daß dieser Volkmar und Wachtendoncks Jan Eine und dieselbe Person sei.

Damals gab es keine Telegraphen, Wijnbeer, sagte Kapitain Verstolk, und da der Westindienfahrer den allergünstigsten Wind hatte und ein mit Recht berühmter Schnellsegler war, so mußte man jegliche Verfolgung aufgeben. —

Es war unterdessen spät geworden, und Kapitain Verstolk war müde. Er brach daher ab, und versprach am folgenden Tage die Geschichte zu vollenden, da wir am Nachmittage und Abende Zeit genug hätten. Er wünschte mir eine gute Nacht und ging hinab zu den Seinigen.

Ich aber dachte mit Entsetzen den Begebenheiten nach, die ich gehört, denn sie ließen mich tiefe Blicke thun in die Seele, die einmal die Bahn des Lasters betreten hat, und an der nun alle Gnadenhülfe darum vergeblich ist, weil sie nicht die Kraft hat, sich loszureißen von den Ketten der Finsterniß. Wehe Dem, der einmal den Weg Gottes verlassen hat und dem nicht die Religion das rettende Anker bietet!

V.

Der alte Kapitain Verstoll trug in seinem tiefen und lautern Gemüthe den Schatz eines lebendigen Glaubens. Er sah Alles von diesem allein richtigen Standpunkte an, und sein Glaube gab ihm den Maasstab in die Hand, Personen, Verhältnisse und Dinge zu beurtheilen.

Er kam am andern Nachmittage ziemlich frühe zu mir und schlug einen Spaziergang nach Snydens, einem nahe Dorfe vor.

Wir gehen am Kanale hinauf, sagte er. Dort begegnet uns Niemand, und ich kann ungehindert in meiner Geschichte fortfahren.

Ich willigte um so lieber ein, als ich noch wenig gegangen war, und auch das Wetter einen solchen Spaziergang sehr begünstigte.

Wir hatten kaum die Stadt hinter uns, als er zu erzählen anhub.

Wunheer, sagte er, ich hab's gar oft leider in der Welt erfahren, daß es mit dem Bösen im Menschenherzen grade so geht, wie mit einem Steine, der vom Gipfel eines Berges hinab in die jähe Tiefe des Thales rollt. Anfänglich bewegt er sich nur langsam fort; aber ist er einmal tiefer hinabge-

kommen, so werden seine Sprünge gewaltiger; der Zug nach dem Abgrunde wird mächtiger; immer stärker holt er aus, bis er endlich Alles mit sich fortreißt, was ihm entgegensteht, und nicht eher ruhet, als bis er drunten in dem finstern Abgrund liegt. Träte ihm anfänglich vielleicht ein Hinderniß entgegen — vielleicht stürzte er nicht in den Abgrund, aber auch nur vielleicht. —

Aber, sagte ich, klaget Ihr damit nicht den Herrn an, als ob er es an Mitteln fehlen ließe, dem Bösen entgegen zu wirken? —

Davor behüte mich Gott in Gnaden! rief Berstolf aus.

Ich erkenne es wohl, daß der Herr an die Thüre seines Herzens pochte, aber er ließ die Gnade nicht auf sich wirken. Es waren die Bege der Milde, die er mit ihm ging. Er wollte ihn durch Güte zur Buße leiten. Wie sichtbar fügte es Gott, daß er auf das Schiff des ehrlichen Patron Wachtendonck kam! Dort ging es ihm wohl. Der treue Patron nahm sich seiner verwahrlosten Seele an und suchte selbst ihm religiöse Begriffe beizubringen; aber Leichtsinns und wirkliche Verhärtung im Bösen ließen's nicht zu einer gesegneten Wirkung kommen. Statt der Strafe seiner an Wachtendonck versuchten Rache, ließ es ihm Gott bei Nummüller wieder wohlgehen. Auch die Strafe auf dem Neptun wirkte so wenig auf ihn, als dieß Wohlgergehen. Er achtete nicht auf die Stimme seines Gewissens, als er im Hafen von Liverpool des Schiffes ansichtig wurde, das ihm seine Untthat wieder in das Andenken rief. Selbst die Qual der Vorwürfe, die damals ihn ergriff, besserte ihn nicht, vielmehr häufte er neue Uebelthaten zu den alten und — entging abermals der Strafe des Gesetzes. Nein, nein, die Liebe Gottes ließ es nicht fehlen an dem Rufe: Der Mensch lasse vom Bösen und thue Gutes und bekehre sich zu unserm Gotte, bei dem ist viel Vergebung!

Noch einmal klopfte der Herr an die Pforte seines Herzens. Wir werden sehen, welche Frucht das in dem verstockten Herzen trug.

Die Fahrt des Schiffes, an dessen Bord er sich befand, war eine sehr glückliche und von dem günstigsten Winde begleitet. Auch nicht der leiseste Unfall traf es. So erreichten sie zeitig die Gewässer Bestindiens, und blieb der Wind, wie er war, so durften sie hoffen, das Ziel ihrer Seereise, die Insel Guadeloupe, in Zeit weniger Tage zu erreichen. Indessen soll man den Tag nicht vor dem Abend loben, sagte schon ein uralter Weiser Griechenlands, der auch aus den Erfahrungen seiner Tage diesen Schluß gezogen haben mag.

Auch das Wort Gottes sagt warnend: Rühme Dich nicht des morgenden Tages, denn es mag leicht vor Abend noch anders werden.

Die Gewässer Bestindiens, Mynbeer, sind ebenso gefährlich und treulos, wie die Bai von Biskaja und die Tafelbai am Cap der guten Hoffnung. Ich habe da manche schwere Stunde erlebt.

Der Tag, von dem ich rede, war für die Schiffenden ein herrlicher gewesen; als aber die Sonne am westlichen Horizonte den Saum des in ihren Strahlen erglühenden Meeres berührte, da richtete der Steuermann seine Blicke auf eine kleine schwarze Wolke, die dem ungeübten Blicke sicherlich entgangen wäre.

Zan saß auf dem Verdecke und gab sich ganz dem Genuße des herrlichen Abends hin. Der Wind hauchte nur leise über die Kluth her und erquickte nach der Hitze des Tages. Er trug Wohlgerüche von den Virginischen Inseln herüber, denn sie befanden sich auf der Höhe der Insel Sanct Thomas. Man konnte die reizenden Gilande mit bloßen Augen sehen, die im Schmucke ihrer herrlichen Bäume, wie schwimmende Gärten aussahen. Der Kapitain saß bei Zan und beide plauderten fröhlich miteinander.

Der Steuermann war eine alte Theerjacke, die Erfahrungen genug in diesen Gewässern und Breitegraden gemacht hatte, um zu wissen, daß einer jener schrecklichen Orkane, die man Tornados nennt, nicht mehr lange auf sich würde warten lassen.

Bring' mir meinen Südwester! rief er mit seiner Bärenstimme dem Schiffsjungen zu und meinte damit den Wachs-tuchhut, der im Rücken ein langes Schild hat, um den Regen nicht in den Rücken dringen zu lassen, und den die Seeleute mit diesem Namen bezeichnen.

Der Kapitain fuhr bei diesem Rufe herum, als hätte ihn eine giftige Schlange gestochen. Er sprang auf, eilte zum Steuer und fragte: Was gibt's?

Einen Tornado, Kapitain, sagte der Steuermann, und deutete auf die schwarze Wolke, die in wenigen Minuten bedeutend an Umfang zugenommen hatte.

Rasch faßte der Kapitain das Sprachrohr und das Kommandowort: *All' Mann auf Deck!* hallte durch die Räume des Schiffes.

Wer die Ordnung und den raschgeleisteten Gehorsam auf einem Schiffe kennt, weiß, daß nur wenige Athemzüge ge-schehen konnten, bis sämtliche Mannschaft, der Befehle ge-wärtig, dastand, um ebenso schnell an's Werk zu gehen. —

Alle Segel umgerafft und gebraht! lautete der Befehl, und augenblicklich sah man die Matrosen, gleich Eichhörnchen, die Takelage erklettern. Mit Blitzesschnelle war der Befehl vollzogen. Alles Andere auf dem Verdecke wurde in Ord-nung gebracht, Unnöthiges entfernt, und noch waren alle Matrosen in lebhafter Thätigkeit, als schon ein Windstoß mit solcher Gewalt daherkam, daß die Masten ächzten und die Raaen klapperten. Mit unbegreiflicher Schnelle hatte sich die dunkle Wolke ausgebreitet. Sie nahm den ganzen Horizont ein und bald brach eine Finsterniß herein, wie sie selten zur Mitterrachtsstunde in diesen Gegenden herrscht,

wo das helle Sternenlicht bei der Reinheit der Luft die Nacht fast zum Tage macht.

Ein zweiter Stoß kam und legte das Schiff fast auf die Seite. Der Kapitain gab seine Befehle alle durch das Sprachrohr, aber dennoch verhallten sie im furchtbaren Toben des Sturmes, der die Wellen berghoch hob und senkte.

Sturzwellen schlugen über das Verdeck hin und eine derselben wusch einen Matrosen über Bord, dessen Rettung unmöglich war. Immer schrecklicher wurden die Stöße des Tornado, immer wilder tobte das Meer. Die Stöße des Windes folgten sich mit solcher Schnelle, daß am Ende jede menschliche Thätigkeit machtlos erschien. Die gewaltigen Masten bogen sich wie Halme und das Schiff legte sich bald auf diese bald auf jene Seite, daß die Maaten die Wellen küßten. Mit dem Ausbieten aller Kraft waren drei Männer am Rade des Steuers kaum im Stande, den Kurs des Schiffes so zu halten, daß es nicht an irgend einem Riff oder einer Klippe zerschelle, denn Wind und Wellen trieben immer mehr zu dem Gewirre der Virginischen Inselgruppe hin, deren felsige Küsten nicht minder gefährlich dem Schiffe entgegen starrten.

Schon eine halbe Stunde kämpfte das Schiff mit Wind und Wellen, als ein unerhört heftiger Stoß den Hauptmast brach. Kaum vermochte man, ihn aus dem Takelwerk zu lösen, ihn zu kappen und über Bord zu werfen, als auch schon ein neuer Stoß das Steuer wegriß. Der Sturm trieb jetzt das Wrack gegen die Insel Sanct Thomas, deren Küsten immer näher rückten.

Obgleich der Kapitain nicht ein Wort redete, so sah man doch seinem Gesichte an, daß er Alles verloren gab.

Schon hörte man den Donner der Brandung an der Küste von Sanct Thomas, und immer gleich blieb sich die Heftigkeit der Windstöße, die das hüßlose Wrack dorthin trieben, wo die Brandung tosete und das Scheitern unabwendbar war. —

Ein greller Blitz erleuchtete jetzt plötzlich die Grabesnacht, die auf dem Meere lag. Man sah die Wellen sich brandend, an der nahen Küste brechen.

Wir sind verloren! rief der Kapitain, und kaum hatte er dieß schreckliche Wort ausgesprochen, als eine große Woge das Brack nahm und es wider die Küste schleuderte.

Ein furchtbares Krachen — ein gellender Angstschrei der dem Tode geweihten Mannschaft — und von dem Schiffe war nichts mehr zu sehen; die Wellen hatten es in ihrem greulichen Schooße begraben. —

Kapitain Berstolk stand einen Augenblick stille und sah mich an. Es kam keine Seele davon, als Eine — Ihr ahnet, welche!

Jan, fuhr er fort, hatte am Bord des Neptun auf seinen früheren Fahrten wohl auch Stürme erlebt, die die Haare emporsträubten und das Herz heftiger pochen machten, aber etwas Aehnliches hatte er nie erlebt. Das Antlitz des Kapitains war der Maassstab seiner Hoffnungen. So lange dieß Antlitz ruhig in die brausende See hinausbllickte und so gemessene Befehle aus seinem Munde gingen, bangte ihm nicht; aber als der Mast brach; als das Steuer weggerissen wurde; als das Gesicht des Seemannes immer düsterer wurde, da sträubten sich seine Haare empor; da schlug das Herz des Sünders, als wollte es die Brust zersprengen; da traten alle seine Verbrechen vor das Auge der Seele hin und die Schrecken der Hölle ergriffen ihn. Er wollte beten, aber er hatte den Muth nicht dazu. Er heulte, wie ein altes Weib; er rang die Hände, wie ein Verzweifelter, und dann umflammerte er den ersten, besten Gegenstand, den er erreichen konnte. —

Als aber der Kapitain ausrief: Wir sind verloren! — da stürzte er ohnmächtig auf das Verdeck, und eine Sturzwelle wusch ihn hinab in die See, ohne daß Jemand sich rührte, ihm zu helfen, was ja auch völlig umsonst gewesen wäre. Im nächsten Augenblicke zerschellte das Schiff an

einem Felsen der Küste von Sanct Thomas und versank in der Tiefe des Oceans. —

Es war grade, als hätte das Opfer des Schiffes den Zorn des Sturmes befriedigt. Er hörte bald ganz auf. Die Sonne trat aus dem schrecklichen Kampfe der Elemente noch einmal siegreich hervor, ehe sie unterging. Das Meer aber tobte noch lange Zeit, wenn auch abnehmend, fort, ehe es wieder die Glätte gewann, die es hatte, ehe der schreckliche Tornado losgebrochen war.

Auch auf den rings umher liegenden, zahlreichen Inseln der Virginischen Gruppe, wie auf Sanct Thomas selbst, hatte der Tornado eine unermessliche Verheerung angerichtet und die Zerstörung erreichte eine Höhe, wie sie solche seit Menschengedenken nicht erreicht hatte, die zahllose Familien an den Bettelstab brachte.

Es war am Morgen des folgenden Tages, als zwei Männer frühe in eine Bucht hinab zum Meere stiegen, wo ein flacher Strand zwischen hohen Felsenwänden sich ausbreitete. Sie wollten nach einem Boote sehen, das sie dort in Sicherheit zu finden hofften. Es waren zwei Herrnhuter, welche in der Nähe dieser Bucht ihre Niederlassung hatten, und den besondern Schutz Gottes priesen, der sie vor Verderben wunderbar bewahrt hatte. Auch ihr Boot lag ruhig vor Anker, denn in dieser Bucht war die Nacht der Wellen gebrochen; allein sie blickten nicht nach ihrem Boote. Ein anderer Gegenstand zog sie ab davon.

Es lag eine menschliche Gestalt auf dem Sande, anscheinend todt.

Als jedoch der Aeltere der beiden Männer sie genauer untersucht hatte, sagte er: Isaak, der Herr hat uns nicht nur errettet und vor Schaden behütet; er will uns noch höher segnen, indem er uns zu Rettern eines Menschen beruft. Gele, einige Tropfen Weines zu holen, daß wir den Verunglückten retten können!

Der Jüngere der beiden Männer eilte hinweg und kam bald wieder. Sie flößten dem Daliegenden Wein ein, und versuchten, ihn durch Reiben zu erwärmen. Zwei Knechte, die jetzt herbeieilten, brachten eine Art von Bahre, auf die man ihn lud, nach dem nahen Hause brachte und ihn dort in ein Bette legte. Bald traten unzweideutige Zeichen des rückkehrenden Lebens ein und dann fiel der Verunglückte in einen tiefen Schlaf, aus dem er spät am Abend, genesen, erwachte.

Ohne Zweifel, Wynbeer, ist Ihnen das stille, fromme und thätige Leben der Brüdergemeinde oder der Herrnhuter, wie man sie auch nennt, bekannt, sagte Kapita'n Verstoll. Die hier auf Sanct Thomas lebende Familie war aus der Abheingegend, baute ihr Feld mit gutem Erfolge und machte es sich zur heiligen Aufgabe, jedes Jahr einen schwarzen Sklaven zu kaufen, und ihm die Freiheit zu schenken. Sie unterrichteten ihn dann in der christlichen Wahrheit, und ließen ihn bei sich arbeiten, daß er sich etwas durch Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit erwerben könnte. In der Regel blieben sie in der Nähe und kauften sich wohl einiges Feld, um sich und die Ihrigen zu ernähren, wobei ihnen die guten Brüder getreulich mit Rath und That beistanden.

Im Hause herrschte eine stille Thätigkeit und eine Gottesfurcht, die kein unlautres Wort, geschweige eine solche That duldete. In Arbeit und Gebet war der Tag eingetheilt.

Zu werththätiger Liebe an den Menschen, besonders Leidenden und Unglücklichen waren sie von Herzen bereit, und das erfuhr Jan besonders bei ihnen, denn sie nahmen sich seiner barmherzig an.

Er erholte sich bei der liebevollen Pflege seiner Gastfreunde schnell. Die Erschütterungen des Gemüths, die er erfahren; der Verlust des unrechten Gutes, dessen er sich in Liverpool bemächtigt hatte, wirkten nach, und ebensowohl die wunderbare Rettung bei dem Schiffbruche, in dem Alle, die mit ihm auf dem Schiffe gewesen, in der Brandung

ertrunken waren. Der brave Pflanze, den man im Hause nur mit dem Taufnamen Jakob nannte, saß oft bei ihm am Bette, als er es noch hüten mußte und wies ihn auf Gottes rettende Hand hin, und wie diese Gnade ihn zur Buße, zur Rückkehr zu Gott mahne. Das drang in sein Inneres und weckte das Bessere in ihm.

In der betenden Familie lernte er im Gebete sich vor Gott demüthigen, die Sünden bekennen, und um Christi willen um Vergebung flehen; er vernahm den Trost Christi, die Vergebung der Sünden um seines Leidens und Sterbens willen, wenn im Glauben die Seele ihm angehört; er lernte kennen, was ein christlich frommes Leben hieß, und den Frieden, den es gibt; aber auch die Früchte sah er vor Augen, die ein solches Glaubensleben trug, und das Alles zog ihn mächtig an, weckte Rene, den Entschluß zur Besserung — aber das Arbeiten, die leibliche Anstrengung, gestiel ihm nicht.

Er suchte unter dem Vorwande, er könne seinen edlen Gastfreunden nicht länger zur Last fallen, nach der Stadt Sanct Thomas, der Hauptstadt der Insel, zu kommen, um sich dort eine Unterkunft zu suchen. Das einzige Geld, welches ihm geblieben war, trug er bei dem Schiffbruche in seiner Tasche. Es war nicht viel, aber es reichte doch hin, sich einige Zeit zu erhalten.

In der Stadt Sanct Thomas fand er das bewegteste Leben. Handel und Geschäfte aller Art waren dort zu finden; aber auch in den Rasseehäusern das lustigste Leben, das er, so lange er auf Jakobs Pflanzung gewesen, völlig vergessen hatte.

Kaum hatte er es nur einmal wieder geschmeckt, als auch der alte Leichtsinn in ihm wieder sich regte und ihn immer tiefer in das Treiben hinabzog, in dem Wein und Spiel die Hauptsache sind. Er spielte, und spielte glücklich und — wenige Tage später war Alles vergessen, was so wohlthätig

auf sein inneres Leben zurückgewirkt hatte. Er stieß die Hand Gottes zurück, die ihn retten wollte.

Wie Gleiches sich zu Gleichem in der Welt gerne gesellt, und wie der Schlechte eine Ahnung davon zu haben scheint, wenn er sich Einem nähert, der von derselben Art ist, wie er, so gesellte sich ein Mann zu dem leichtsinnigen Jan, der es recht auf ihn abgesehen hatte.

Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, wie man in Westindien am Leichtesten und Sichersten sein Glück machen könne. Das war ein Gegenstand, welcher für Jan große Anziehungskraft hatte, zumal er fürchtete, das Spielglück, welches ihn einmal begünstigt hatte, könne umschlagen, und ihn dann elend machen.

Nachdem der Unbekannte ihn bei Seite gezogen hatte, flüsterte er ihm zu, dieß Mittel, schnell reich zu werden, sei der Handel mit Ebenholz.

Wie? rief Jan, der den Sinn des Wortes nicht kannte, welchen man in Westindien damit verbindet: Ist denn das so theuer in andern Gegenden, und was macht man denn daraus?

Der Unbekannte lachte laut auf. Ich sehe wohl, sagte er, Ihr seid ein Neuling hier. Unter Ebenholz versteht man die schwarzen Sklaven. Seht, fuhr er fort, in Afrika kauft man sie für sehr geringe Preise, oder gar für Glasperlen, Beile, Flinten, Pulver und Blei und dergleichen, und hier werden sie ungeheuer theuer bezahlt. Ich selbst, fuhr er fort, bin Sklavenhändler und reise morgen nach der Küste von Guinea ab. Dazu brauchte ich einen gewandten Gehülfen, und der scheint Ihr mir zu sein! —

Jan erschrak anfänglich bei dem Gedanken, aber der Sklavenhändler wußte mit gewinnender Beredsamkeit jedes Bedenken zu entfernen; er versprach ihm einen ungeheuern Lohn und bei der zweiten Reise den verhältnißmäßigen Antheil am Gewinn, und wußte es dahin zu bringen, daß Jan, statt auf die Pflanzung seines Wohlthäters Jakob zurück zu

lehren, sich mit dem Sklavenhändler einschiffte, um das abscheulichste Gewerbe zu beginnen, das es auf Erden geben kann — Handel mit den Unglücklichen die man den Armen ihrer Aeltern und Angehörigen entreißt, um sie in die schrecklichste Sklaverei zu verkaufen, wie eine Waare! —

Das Schiff war eigends zu dem Zwecke hergerichtet und mit zwölf Matrosen besetzt, welche zum Auswurfe der Menschheit gehörten. Von dem Leben am Bord des Sklavenschiffes will ich nicht reden. Es übertraf Alles, was Rohheit und Sittenlosigkeit nur ersinnen kann. Bald aber sah Jan, daß am Bord auch eine Art Kriegszustand galt. Der Kapitain ging bis an die Zähne bewaffnet, und ebenso die beiden Steuerleute und der Hochbootsmann. Die Matrosen gehorchten nur, weil sie des Kapitains Grausamkeit fürchteten. Sie haßten ihn aus Herzensgrunde, weil sein schmällicher Geiz sie fast darben ließ, und er die Versprechungen nicht zur Hälfte hielt, die er ihnen gemacht. Ueberdies war nur so wenig Proviant an Bord, daß, überfiel sie auf dem hohen Meere widriger Wind oder häufige Windstillen, eine Hungersnoth ausbrechen mußte. Dabei war er stets trunken und mißhandelte in seiner Trunkenheit Jeden, der sich irgend sein Mißfallen zuzog.

So gut auch Jan mit ihm stand, so erzürnte er ihn doch eines Tages. Wüthend über den Widerspruch, den ihm Jan entgegen zu setzen wagte, faßte er ihn an der Kehle und schlenderte ihn gegen den Mast, daß Jan von Glück sagen mochte, daß er nichts weiter davon trug.

Ich habe Euch schon gesagt, Wynheer, sprach nach einigem Stillsitzen Kapitain Verstolk, daß Jan selbst ein furchtbarer Stigkopf war.

Wüthend sprang er auf und seine drohende Miene ließ nichts Gutes ahnen. Der Kapitain hatte das trotz seiner Trunkenheit, bald bemerkt, riß eine Pistole aus dem Gürtel und feuerte sie nach Jan ab. Die Kugel schloß. Ehe aber

der Kapitain nach der zweiten Pistole greifen konnte, sprang Jan wie ein blutgieriger Tiger auf ihn zu.

Leben gegen Leben! rief er, faßte anher sich vor Grimm und völlig blind vor Wuth, den Kapitain um den Leib und schleuderte ihn mit seiner großen Jugendkraft über Bord, daß er rücklings in's Meer stürzte.

Bravo! schrien die Matrosen und fielen über die herbei stürzenden Gehülfen des Kapitains, den Obersteuermann und Hochbootsmann, her und ehe einige Augenblicke vergingen, lagen beide im Meere.

Vergeblich versprachen sie Alles und flehten, daß man sie an Bord ziehe; aber hohnlachend wies man sie zurück und sah sie untergehen.

Jan beugte dann doch zusammen, als seine Wuth vorüber war, und er einsah, was er begonnen hatte. Die Matrosen entwaffneten den Untersteuermann und fesselten ihn.

Jetzt kamen sie auf dem Borderdeck zusammen, und überhäufte Jan mit Lobsprüchen für seine Heldenthät.

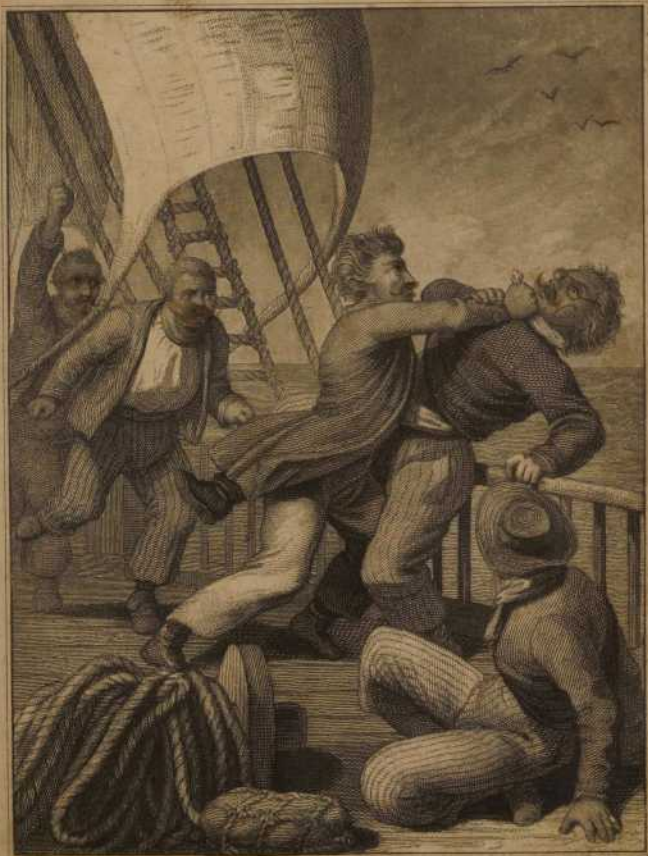
Das Schiff und die Gelder und Güter des Kapitains sind jetzt unser, sagten sie. Nun laßt uns gemeinsame Sache machen und den Sklavenhandel auf eigene Rechnung treiben. Nach Sanct Thomas kehren wir nicht zurück, sondern setzen unsere Fracht in Cuba oder Trinidad ab. Sind wir alle reich genug, so geben wir den Handel auf, theilen unser Gut und leben herrlich und in Freuden. Jan, Du sollst unser Kapitain sein!

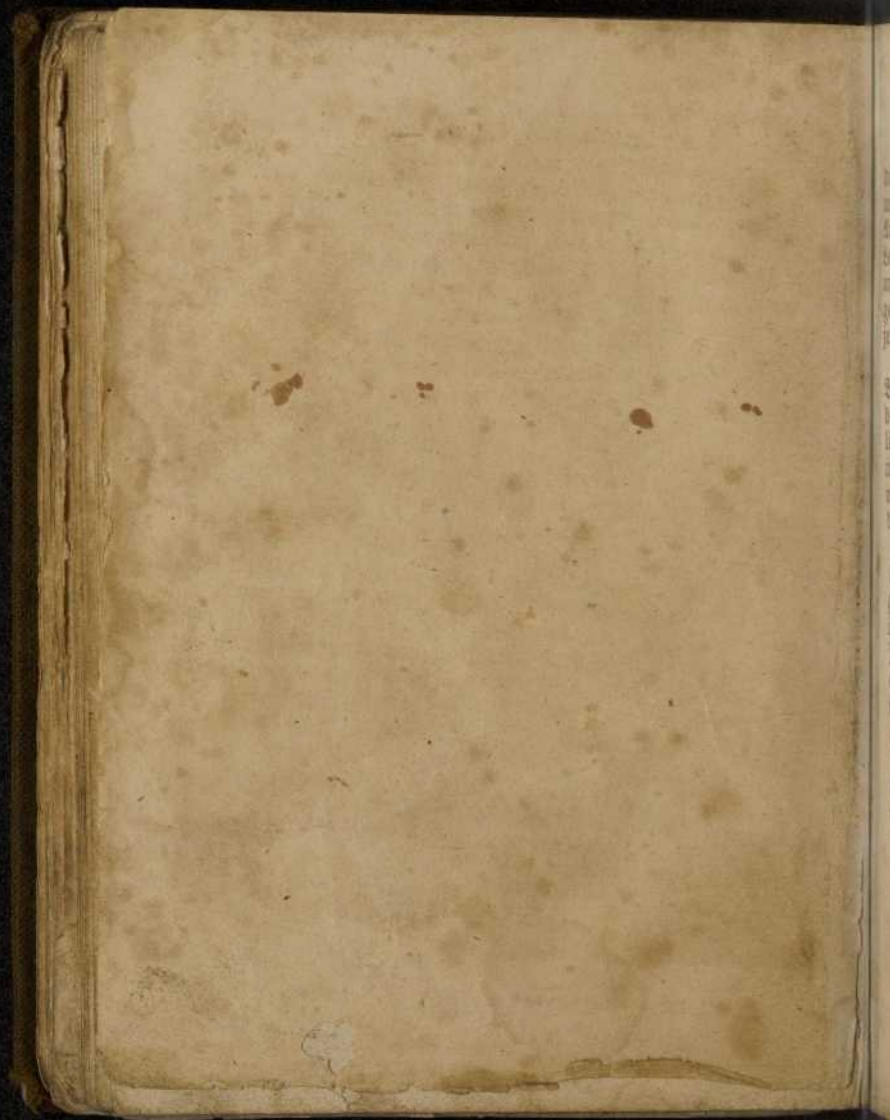
Ich verstehe nichts von dem Handel mit Sklaven! sagte er.

Das lernst Du! war ihre einstimmige Antwort.

Aber vom Seewesen und der Leitung eines Schiffes weiß ich gar nichts, warf er ein.

Dafür haben wir den Untersteuermann, dem wir das Leben schenken, wenn er uns zuschwört, der Unsere zu sein, und ihm denselben Antheil am Gewinn geben, den wir und Jeder von uns bezieht.





Zan sah mit einem Male ein neues Leben, eine Stellung, die von Wichtigkeit war, und einen großen Gewinn vor sich und ohne weiteres Bedenken ging er auf ihre Pläne ein. Auch der Untersteuermann mußte sich fügen, wollte er sein Leben erhalten. Vielleicht, da er von nicht besserem Schrot und Korne war, als die Meuterer auch, ergab er sich auch gerne, in Aussicht auf ganz andere Vortheile, als er sie bis jetzt empfangen haben mochte.

Zan stellte nun eine Art Inventarium auf, das heißt, die Baarschaften des ertrunkenen Kapitäins und der beiden Andern, welche mit ihm ertränkt worden waren, und ihre sämmtliche Habe; dann Alles, was zum Handel dienend, an Waaren im Schiffe war, wurde festgestellt, um das gemeinsame Vermögen kennen zu lernen. Hierauf segelten sie auf gut Glück der Küste von Afrika zu, die sie glücklich erreichten.

Ich will Euch nicht aufhalten mit den Schilderungen des Sklavenkaufs, die Greuel, welche auf der Reise an den unglücklichen Schlachtopfern der Grausamkeit und Habsucht verübt wurden, sagte Kapitain Verstoff; auch nicht damit, daß Jahre hindurch Zan mit seinen Genossen ungestört diesen entsetzlichen Menschenhandel trieb und, was gewiß wunderbar ist, und kaum begreiflich, daß es in Frieden und Eintracht abging; darauf nur muß ich Eure Aufmerksamkeit lenken, daß Zans Thun eine andere Wendung nahm durch die Kriegsverhältnisse, welche in Europa stattfanden. Diese nämlich waren die Ursache, daß englische Raper auf französische Schiffe in dem Meere der Antillen Jagd machten.

Zan war grade damals mit einer reichen Sklavenladung auf Cuba gelandet und hatte gute Geschäfte gemacht; allein dieser Handel, soviel er auch eintrug, genügte doch der zügellosen Habsucht, die sich seiner nun völlig entarteten Seele bemeistert und jede bessere Regung in seiner Brust vertilgt hatte, nicht in dem vollen Maße. Die Reise war zu weit, zu lang; die Anstrengungen zu groß, wie die sie begleitenden

Gefahren. Oft war der Sklavenmarkt zu sehr überhäuft, und daher die Preise gedrückt; auch verlangten Alle einmal nach Abwechslung. So mußte der Vorschlag, die günstigen Zeitumstände zum Seeraub zu benutzen, den stürmischsten Beifall der Rotte finden, deren Anführer er war.

Der Plan war schnell gefaßt und ausgeführt. Das Schiff, in und mit dem sie ihren höllischen Handel bis jetzt geführt, wurde verkauft und eine günstige Gelegenheit benutzt einen schnellsegelnden Kutter anzukaufen, mit dem sie ausliefen, und einstweilen unter englischer, dann aber unter jeder beliebigen Flagge, Seeraub trieben.

Greuelthaten von erwürgten Mannschaften, versenkten Schiffen, Greuelthaten, welche die Haare sträuben machten, wurden bald auf allen Inseln, in allen Häfen Amerikas und Europas von einem Kutter erzählt, der mit einer an's fabelhafte grenzenden Schnelligkeit segle, jeder Verfolgung entwische und dessen Mannschaft ebenso sehr sich durch teuflische Grausamkeit, als im Kampfe durch Tapferkeit und Kenntniß aller Schlupfwinkel der Meere Mittelamerikas und der Antillen auszeichneten. Man machte vielhundert Mal Jagd auf den Kutter und konnte ihn doch nie erreichen.

Das Aufhören dieser Zustände in jenen Meeren und die vermehrte englische Seemacht in jenen Gewässern ließen mit einem Male den seeräuberischen Kutter verschwinden. Was aus ihm geworden, wo er hingekommen, wußte Niemand zu erklären, sowie von den Seeräubern, die auf ihm gehaust, nirgends eine Spur zu entdecken war.

Mit diesen Worten endete der Kapitain seine Erzählung. Wir hatten das Dorf Slysens erreicht und betraten am "Eas" oder an der ersten großen Schlenke, das Gasthaus des freundlichen Wirthes Franz Paret, dessen Erfrischungen uns ebenso wohlthaten, als sein sehr anziehendes Naturalienkabinet uns Unterhaltung gewährte.

VI.

Es mochte, so nahm auf dem Rückwege in der Kühle des nahenden Abends Kapitain Verstoff wieder den Faden seiner Erzählung auf, ein Jahr etwa seit dem plötzlichen und spurlosen Verschwinden des durch seine Seeräubereien und den dabei verübten Greuelthaten berichtigten Kutters verfloßen sein, da trat ganz nahe vor dem Thore Sanct Louis in Nordamerika ein Mann in die Flur eines einzeln liegenden Hauses, das zum Verkaufe ausgesetzt war. Es war klein und mansehnlich, aber schön gelegen und wohnlich eingerichtet. Einige hohe Obstbäume beschatteten es und ein ziemlich großer Garten schloß sich daran. Die Lage war freundlich und friedlich.

Wer den Mann ansah, hätte ihn für einen hohen Vierziger gehalten, den Strapazen mancherlei Art frühe alt gemacht. Seine robuste Gestalt war, was man „gefickt“ nennt. Er ging vorgebeugt und sein Auge schien häufig am Boden zu weilen; sein Auge, sage ich, denn er hatte nur Eins. Ein fürchterlicher Hieb, der über die Stirne herab bis in die rechte Backe gegangen war, hatte auch dem rechten Auge ein frühes Ende gebracht. Die Narbe war schlecht geheilt und lief wie eine rothe, dicke Naht über die genannten Gesichtstheile und verunstaltete das Gesicht, das ehemals schön mochte gewesen sein. Die Farbe des Gesichtes war ungemein gebräunt, sicherlich von den Strahlen der südlichen Sonne. Das Haar, vordem schwarz, war nun stark mit Grau untermischt; von jener Farbe, die man in Deutschland scherzweise „Kümmel und Salz“ nennt. Sein Anzug war einfach und bürgerlich, und schien nicht eben auf große Reichtümer schließen zu lassen.

Der Besitzer des Hauses, der nach dem Westen Amerikas ziehen wollte, kam ihm in der Flur entgegen.

Ihr wollt wohl das Haus ansehen? fragte er den Fremdling-musternd.

Dieser bejahte die Frage und der Hausherr zeigte ihm die Räume des Hauses und den Garten.

Alles gefiel dem Fremden, der sich Rogers nannte; als aber der Hausherr den Preis nannte, griff sich der Einäugige mit beiden Händen in die Haare, wich einen Schritt zurück, und stieß einen eigenthümlichen Ton aus.

Der Hausherr hatte mit amerikanischer Schlaueit seinen Schluß gemacht, daß er es mit einem ausgeheckten Geizhalse zu thun habe. Er hatte den Blick des Einen Auges belauscht und das Wohlgefallen bemerkt, womit er das Haus betrachtet hatte.

Die Verhandlungen waren lang und der zäheste Geiz rang mit der schlauesten, kältesten Berechnung eines Amerikaners.

Dennoch wurden sie einig, gingen zu einem Notar, ließen den Kaufact in aller Form amerikanischer Spitzfindigkeit, die diesmal selbst den Amerikaner überraschend, der Einäugige an den Tag legte, aufsetzen und Rogers schnallte einen wohlgespickten Gurt los und bezahlte in spanischen Goldmünzen blank und richtig den Kaufpreis. Am andern Tage räumte der Amerikaner das Haus und Rogers zog mit einer jungen, sehr schönen und sanften Frau in dasselbe ein.

Er führte ein sehr zurückgezogenes und stilles Leben, hatte mit Niemand Umgang und baute selbst seinen Garten, doch mehr zum Vergnügen, als zum Gewinne. Alle Welt hielt ihn für sehr reich, obwohl er in keiner Weise an den Tag legte, daß er viel Geld habe, und äußerst einfach lebte. Mit seiner Frau schien er sehr glücklich zu leben, obwohl sein verschlossenes, menschenfeindes Wesen dazu wenig Anlage zu haben schien.

Dieses ruhige Leben wurde indessen öfters auf eine sehr unangenehme Weise gestört. Eines Tages nämlich sah Rogers

in seinem Garten, als seine Frau sehr aufgeregt in denselben stürzte.

Was ist geschehen? fragte erschreckend Rogers.

Es ist ein Mensch in der Hausschlur, ein greulicher, hässlicher Mensch, rief sie aus, der behauptet Dich genau zu kennen. Er fragte sehr frech: Ist Jan zu Hause? Ich wußte nicht, wen er meine und sagte: Hier wohne kein Jan. Mein Mann heißt Rogers, sagte ich und Ihr sehet daran, daß Ihr irre seid.

Was irre? lachte er. Ich hab' ihn gesehen mit seiner rothen Schnur über das Gesicht. Mag er Rogers heißen, es ist aber mein Freund Jan. Wo ist er? Nach's kurz Weib!

Rogers war leichenblau geworden.

Laß ihn kommen, Dina, sagte er sich fassend, und gehe ihm aus dem Wege. Er ist wohl trunken!

Die Frau ging und bald trat ein Mensch in den Garten, auf dessen Angesicht die Hölle ihr Zeichen gedrückt hatte.

Siehst Du, Jan, rief er aus, daß Du da bist! Magst Dich verstecken, wohin Du willst, Jack findet Dich.

Was willst Du von mir, Unhold? rief glühend vor Zorn Rogers.

Langsam! sagte mit blickendem Auge näher tretend Jack. Ich glaube gar, Du findest meinen Besuch unangenehm? Mag sein; aber Freunde, wie wir, die so manchen Tanz ausgeführt, vom Insmeerstürzen des Kapitäns bis zum Kampfe bei der letzten Theilung, die Dir die rothe Schnur brachte und ein Auge kostete, aber den Hauptvortheil, wie man sagt, den Löwentheil, in den Geldbeutel lieferte, dürfen sich so nicht begegnen. Sei freundlich gegen mich — oder —

Nun, oder? rief Rogers oder Jan, wie ich ihn nennen muß, denn er war's, sagte Verstoff, mit einer Stimme aus, in der sich Wuth und Angst mischte.

Du verstehst mich, Jan. Das Oder ist eine lange Geschichte, die ich an einem Orte erzählen könnte, der Dir sehr unangenehm werden könnte. Doch was liegt mir daran, ob Du freundlich oder unfreundlich bist; ich brauche Geld und habe keins. Du, geiziger Filz, hast's besser zu Rathe gehalten und das gute Weib, das Du nicht verdienst, hat Dir Segen gebracht für den Fluch, den Du verdienstest. Gib Geld! Mach's kurz!

Wo soll das Erpressen hinaus? rief Jan. Bald bin ich, wo Du bist!

Dann sind wir gleich und stehlen! rief mit teuflischem Gelächter Jack. Wir verstehens ja vom Kapern her! —

Still! rief Jan und sprang wie ein Wüthender auf Jack los. Dieser wich ihm aus und zog eine Pistole heraus.

Denkst Du, Jack sei ein Esel, der in eine Löwenhöhle unverfroren geht! rief er aus und hielt ihm die Pistole vor, daß Jan zurücktaumelte.

Geld! rief Jack. Fünf hundert Dollars oder —!

Jan stand zitternd da, aber es war schwer zu sagen, ob aus Wuth oder Angst.

Willst Du? fragte noch einmal Jack.

Jan ging endlich und kam nach einer Weile wieder. Er trug einige Rollen Geld, eine Flasche und ein Glas.

Seh' Dich, Jack, alter Freund, sagte er ungemein freundlich, indem er ihm das Geld gab, und nimm ein Schlückchen Genever.

Danke, sagte Jack, danke! Trink' Deinen Genever selbst, Jan. Ich könnte, wenn ich davon tränke, das Wiederkommen vergessen, und das wäre mir leid, denn wohlfeiler bekomme ich kein Geld, als bei Dir. Das Wörtlein „Oder“ thut Wunder bei einem so schuftigen Geizhals, wie Du bist. Adieu! — Er ging höhnisch lachend weg. An der Thüre des Gartens rief er: Auf Wiedersehen! und verschwand.

Jan knirschte mit den Zähnen und wühlte in seinen Haaren. Der Hallunke macht mich zum Bettler! rief er aus. Wo ich hinsiehe, wittert er mich aus, um mich zu brandschlagen! Ha, das ist der Fluch der Sünde, daß ihre Güter fliehen, wie Spreu im Winde. Unrecht Gut gedeiht nicht! Das ist der Fluch der Sünde, daß kein Frieden mehr gefunden wird!

Er sank auf einen Sitz nieder und legte den Kopf auf den Tisch, der vor ihm stand. Was in seiner Seele vorging, deuteten seine Worte an.

Als seine Frau ihn so daßigen sah, kam sie, ihn zu trösten, aber wie staunte sie, als er sie lachend ansah und, wie es schien, nichts von irgend einem schmerzlichen Eindruck zu bemerken war.

Jan konnte sich beherrschen. Seine gute Frau durfte ja von dem Verhältniß zu Jack nichts wissen, wie sie denn auch nichts von dem Treiben ihres Mannes wußte und nicht ahnte, welch' ein verworfenes Leben er geführt. Leicht ließ sie sich beruhigen, da sie Jan richtig sah, den sie anders nicht, als unter dem Namen Rogers kannte.

War aber Jan allein, dann war er ein anderer Mensch; dann trieb ihn eine qualvolle Unruhe von einem Orte zum Andern und nirgends war Frieden. — Diese Qual seiner Seele vermehrte noch der Gedanke an Jack und seine mögliche Wiederkunft, um auf's Neue Geld von ihm zu erpressen. Das blieb denn auch bei dem Leben des Verworfenen nicht aus, und das für Jan so entsetzliche „Oder“ nöthigte ihn, so lange zu geben, bis er mit Schrecken sah, daß seine Habe in dieser Weise binnen kurzer Zeit völlig aufgehen müsse. Da sann er ernstlich darauf, sich den Blicken dieses Blutsaugers wirksam zu entziehen. Sein Haus und Garten verkaufte er mit Vortheil und verschwand aus der Gegend, zum nicht geringen Aerger des Verworfenen, der mit seinem dro-

henden: „Oder“ manchmal das Herz Jans erbeben gemacht hatte. —

Wohin er sich begeben, sagte Kapitain Verstoll, ist mir völlig unbekannt geblieben, aber er mußte weit weg gezogen sein, daß ihn Jack nicht auffand, der nun freilich in schlimmer Lage war, und sich, da er nicht arbeiten mochte, auf's — Stehlen verlegte. Das führte ihn zu langer Haft und im Gefängnisse endete er sein gottloses Leben. —

Jan muß im Laufe von zehn bis zwölf Jahren vielfach sich herumgetrieben haben und es scheint, als ob seine Mittel sich sehr vermindert hätten, denn als er wieder auftauchte, war er sehr herunter gekommen; aber, was werdet Ihr sagen, Mynheer, fuhr Kapitain Verstoll fort, wenn ich Euch mittheile, wo er wieder erschien; Ihr rathet's gewißlich nicht!

Das Haus, welches einst sein Vater und seine Mutter in seiner Kindheit bewohnt; das Haus, an dessen Ruinen Ihr geruht, war, wie ich Euch sagte, durch seinen Vormund van Kanten verkauft worden. Im Laufe der Jahre war es vielleicht schon in der dritten und vierten Hand, als es endlich wieder einmal feil geboten wurde.

Es stand lange ohne Herrn, denn seine Lage ist nicht günstig. Für einen Tagelöhner, der in Ostende sein Brot suchen will und muß, ist es zu entfernt, da einem solchen zu viel Zeit durch das Hin- und Hergehen am Morgen und Abend verloren geht; für einen Seemann oder Matrosen liegt es ebenfalls ungünstig. Wollte er Morgens zur Stadt, so war das Hingehen zum Mittagessen wieder zu zeitraubend und bliebe ein solcher in der Stadt, so würde sein Mittagessen seinen Verdienst über Gebühr verkürzt haben. Dies waren die Gründe, warum es auch nur wenige Liebhaber zu finden hoffen konnte, und warum der Preis auch sehr geringe gestellt war.

Dennoch fand es einen Liebhaber und die Matrosen auf dem Damme, am Lootsenhause, erzählten sich lachend, das

Haus des Kaspers, so hieß der letzte Besitzer, habe endlich einen Käufer gefunden. Das sei aber eine Scheuche für die Rauten in den Dünen. Er habe schneeweißes Haar und sei doch kein Greis an Jahren; er gehe einher, wie ein rechter Duckmäuser, der immer an die Erde, und Niemanden in's Gesicht sähe; das müsse entweder daher kommen, daß der Mensch sein gutes Gewissen verloren habe, und es allwegen am Boden suche oder — damit Niemand die greuliche Narbe sähe, die quer über Stirne, Nase und Backe laufe, und aussähe, wie eine dicke, blutrothe Kordel oder Tau, er müsse Soldat gewesen sein und im Kriege den Hieb erworben haben, der ihn so abscheulich zeichne und um das eine Auge gebracht habe; das scheine auch das Wahrscheinlichste zu sein, ein Millionär sei er auch gewißlich nicht, denn er lasse sich in keinem Wirthshause sehen; übrigens habe er eine hübsche Frau und ein etwa zehnjähriges Kind, das sei so schön, wie ein kleiner Engel. Er müsse aber von der französischen Seeküste stammen, denn er fange mit Geschick kleine Seekrebslein und Muscheln, und das sei seine Hauptnahrung nebst dem, was er auf dem Felde erziehe; mit den Nachbarn habe er keinen Verkehr, kaufe auch nichts in der Stadt, sondern Alles in Mariakette. —

Das erzählten sich die Matrosen und freuten sich, daß durch ihn ihr Erwerb nicht geschmälert wurde.

Indessen war nicht Alles wahr, was sie sagten. Er kam wohl in die Stadt; aber er mied mit Vorbedacht die Gegend, wo das Haus des alten Patron Wachtendonck lag, weil er ihm nicht begegnen mochte.

Als dieß aber später doch geschah und der Patron Wachtendonck ihn wohl scharf ansah, aber dennoch durchaus nicht kannte, so kam er denn häufiger in die Stadt, ohne aber mit irgend Jemand Bekanntschaft zu machen. Seine Frau ging mit dem Kinde häufig in die Kirche, ihn aber sah man niemals darin.

Durch sein einsames Leben blieb er der Gegenstand des Witzes der Matrosen und Lootsen und sie hingen ihm bald den seltsamen Namen „Strandläufer“ an.

Dies hatte aber seine Gründe, und es waren diese:

Sobald die Ebbe eintrat, kam er über die Dünen, dort oben gegen Mariakirche zu; dann trug er seine Götze auf dem Rücken, sein Fangnetz in der Hand und wadete auf und ab am Strande hin, das heißt, im Wasser gehend bis an die Hüfte, und fing sich Krebse, Muscheln und Fische. Das thaten nun freilich auch Andere, und würde ihm auch diesen Namen nicht erworben haben.

Aber hatte es die Nacht auf dem Meere gestürmt, so lief er am Strande umher, um etwas Strandgut zu finden, das heißt, Holz und andere Gegenstände, die etwa die See von gestrandeten Schiffen zum Strande trieb und dort absetzte.

Es war in der damaligen Zeit mehrmals vorgekommen, daß Schiffe strandeten oder zu Grunde gingen. Da lief er schon mit dem ersten Grauen des Morgens strandauf, strandab, und suchte nach dem, was gestrandet war. So sah man immer um sein Haus Schiffstrümmer, die er aufgelesen und dahin geschleppt hatte.

Manchmal sagten sich die Seelente, der Strandläufer müsse gute Geschäfte machen, denn er verdiene nichts und lebe doch mit Frau und Kind, freilich wohl dürftig, aber er lebe doch. Und er müsse sicherlich wissen, warum er ganze Nächte, mit einer Laterne in der Hand am Strande herum laufe und suche.

So war es denn aber auch in der That. Zwei Schiffe waren in einem heftigen Sturme zu Grunde gegangen. Er hatte drei Tage und drei Nächte gewüthet. Man hatte die Nothschüsse gehört. Die Lootsen und die mutzigsten der Matrosen waren bereit gewesen, mit dem Rettungsboote in See zu gehen, aber es war nicht möglich; weil der Sturm ihnen selbst das Verderben würde bereitet haben.

Dennoch sah man ein Licht am Strande umherirren, bald hier, bald da, wie ein Irrewisch.

Das ist der Strandläufer, sagten die Leute; der sucht wieder Strandgut.

Und wirklich war er's und suchte mit Erfolg; denn das Meer hatte eine Kiste ausgeworfen und die erhaschte er. Schnell deckte er, um nicht gesehen zu werden, seine Laterne zu, und schleppte mit unsäglicher Anstrengung die Kiste in die Dünen. Dort, in dem Thale der Dünen, das sich von seinem Hause hinaufzog, barg er sie und da er von allen Seiten gedeckt war, sprengte er sie auf und mit der wildesten Begierde, die die Habsucht und der gierige Geiz einflößt, wühlte er die Gegenstände durch. Da lagen Kleidungsstücke, Wäsche, aber auch ein Kästlein mit kostbarem, goldenem Geschmeide und eine bedeutende Summe Geldes. Er zitterte vor wilder Aufregung, endlich einen reichen Lohn seiner oft vergeblichen Anstrengungen und Nachtwachen gefunden zu haben; packte Alles wieder in die Kiste, nur nicht Geld und Geschmeide und verbarg sie unter dem Holze, das er aufgeschichtet hatte, mit solcher Sorgfalt, daß kein Auge sie entdecken konnte. Noch in der Nacht vergrub er Gold und Geld in dem kleinen Ställchen, das an sein Haus sich anlehnte und dann erst suchte er das Lager.

Seine Frau aber fand er krank. Das war freilich ein bitterer Vermuthtropsen in den Kelch seiner Freude. Noch bitterer sollte es kommen.

Am andern Morgen erschien das Gericht in seinem Hause, denn es hatte sich das Gerede verbreitet, er habe ungerechtes Gut an sich gebracht. Das Haus wurde durchsucht. Unbegreiflich blieb es, daß Niemand an das Holz dachte. Sein ruhiges Zeugnen täuschte die Beamten, und da sie nichts fanden, entfernten sie sich wieder; allein einen furchtbaren Eindruck hatte dieß Ereigniß auf die leidende Frau gemacht. Sie fiel in erschreckende Fieberphantasieen, redete irre,

wollte fort — und was auch Jan that, sie zu beruhigen, sie rasete völlig und war am Morgen eine Leiche! —

Jan saß starr, wie ein Steinbild am Bette. Er hörte und sah nicht. Kein Ton kam über seine Lippe. Sein Kind weinte vor Hunger — er hatte kein Ohr dafür. Eine Nachbarin, die schlimme Dinge ahnen mochte, da sie wußte, daß die brave Frau krank war, kam und sah diesen schrecklichen Zustand. Sie nahm das Kind mit in ihr Haus und versorgte es. Als sie, von Mitleid getrieben, am Abend wiederkam, saß Jan noch ebenso da und starrte vor sich hin. Vergeblich war ihre tröstende Anrede und Zusprache; er regte sich nicht.

Sie mußte die Anzeige in der Stadt machen. Sie mußte für den Sarg und die Beerdigung sorgen und that es. Erst als die Anstalten gemacht wurden, schien er zu erwachen. Er fuhr mit beiden Händen in sein weißes Haar und stieß einen Schrei aus, der alle Anwesenden mit Entsetzen erfüllte. Dann rannte er hinaus und in den Dünen fanden sie ihn in trostloser Verzweiflung. Erst als sie beerdigt war, kam er zu sich; zahlte alle Kosten und fragte: Wo ist mein Kind?

Die Frau sagte ihm, daß sie es habe und rieth ihm, es in das Kloster der weißen Frauen, ein Nonnenkloster in der Stadt, zur Erziehung und Pflege zu thun, da er es ja doch nicht erziehen könnte. Diesen Gedanken ergriff er mit Hast. Er ging selbst zu der Vorsteherin des Klosters, akkordirte genau um die Vergütung; bat beweglich, daß man doch auf seine Lage, als die eines armen Mannes Rücksicht nehmen möge, und brachte es dahin, daß die Nonnen das Kind um ein Geringes nahmen. Als er es nach dem Kloster führte, schien ihm das Herz zu brechen. Er kniete vor dem Kinde nieder und preßte es mit solcher Gewalt an seine Brust, daß das Kind aufschrie. Thränenströme drängten sich aus seinem Auge; aber über die zuckende Lippe kam kein Wort.

Es war erschreckend, zu sehen, wie das Kind Angst und Furcht vor dem Vater, aber keine Liebe zu ihm hatte und sich von ihm abwandte und in die Arme der Vorsteherin des Klosters eilte, als suche es dort Rettung und Schutz.

Jan bezwang den Sturm in seinem Herzen; bezahlte zur nicht geringen Verwunderung der Vorsteherin, auf drei Jahre das Kost- und Erziehungsgeld voraus und eilte hinweg. Selten sah er nach seinem Kinde, dessen Zuneigung er nie gewinnen konnte.

VII.

Auch hier hatte der Finger Gottes wieder einmal an die verhärtete Seele geklopft, aber die Frucht blieb aus. Auf diesem Boden schien das Gute nicht gedeihen zu können. Ob Neue ihn erfüllte? Wer könnte es sagen? —

Von jetzt an lebte er noch abgeschiedener. Selbst die gute Nachbarin ärndtete keinen Dank. Er schien sie nicht zu kennen, wenn er ihr begegnete; ja er wurde immer menschen-scheuer. In seinem Hause arbeitete er, das hörten die Vor-übergehenden; aber die Thüre war verschlossen, die Fenster verhängt. So hielt er die Neugierde fern, und die Theilnahme hatte er vernichtet.

Was er arbeitete, ich kann es Euch sagen, fuhr Kapitain Verstoff fort, weil es sich später fand. Er brach seinen Heerd ab; höhle die Erde darunter aus und machte sich einen verborgenen Raum, den er ausmauerte, durch eine eiserne Platte deckte und dann den Heerd wieder aufführte und die eigent-liche Heerdplatte oben drauf deckte. Da ahnete Niemand ein verborgenes Pläglein, und dorthin barg er sein Geld, das er aus den Stürmen seines Lebens in Amerika gerettet

hatte und den Schatz, den er aus dem Boden des kleinen Ställchens ausgrub.

Sein Geiz mußte mit jedem Tage ärger werden, denn er kaufte sich nur das nothdürftige Brot; Alles, was er sonst bedurfte, gab ihm der reiche Schatz des Meeres an esbaren Kreaturen.

Aber fast jede Nacht irrte er am Strande herum. War es die Habsucht, die ihn trieb oder war es die Qual im Gewissen, die ihm keine ruhige Stunde ließ — Gott allein weiß es! Erst wenn die völlige Erschöpfung seiner Kräfte eintrat, sank er zum Schläfe nieder, und oft war das in den Dünen, unter Gottes freiem Himmel.

Fanden ihn so die Leute, so wichen sie scheu zurück; denn gar grauenhafte Geschichten erzählte sich das Volk von ihm und nicht allein Abscheu, auch Furcht knüpfte sich an seine Person, an seine Erscheinung, die allerdings etwas Grauen-erregendes hatte. —

Wie es kam, und aus welcher Quelle es floß, nie habe ich das ergründen können — aber das Volk erzählte sich, er sei ein Seeräuber gewesen, und da habe er einst im Kampfe die schreckliche Narbe davon getragen. Wie nahe diese Volks-rede der Wahrheit kam, ist auffallend. Mord und Alles, was die Menschenseele mit Entsetzen erfüllen kann, erzählte man von ihm, ohne daß man eine Handhabe irgend welcher Art dafür gehabt hätte, als eben eine dunkle Ahnung des Gräßlichsten, zu der sein Leben und Thun Veranlassung geben mochte. Niemand aber suchte in ihm den Jan des Patron Wachtendonck. —

Daß er indessen ein Leben ertrug, wie er es führte; daß er nicht erkrankte, wenn er auf der Erde in den Dünen lag, wo ihn die gänzliche Erschöpfung niederwarf, das schien eine Folge seiner eisernen, auch selbst in seinen Jahren noch nicht gebrochenen Natur zu sein — oder der heilige Wille

Gottes, der ihn noch zu Anderem bestimmt hatte, damit seine Gerechtigkeit offenbar würde.

Auch über den Zustand seiner Seele gingen im Volke allerlei Sagen. So wollten ihn Leute, die in den Dünen sich verborgen hatten, mit sich selber reden gehört haben. Bald habe er verzweifelnd sein Haar gerauft, bald sein Leben verwünscht; bald habe man ihn unter erschrecklichen Flüchen den Namen Iack ausstoßen hören, der ihn verführt habe zu arger Unthat. Andere erzählten, sie hätten ihn in seinem Hause heulen gehört und jammern, fluchen und flehen — kurz, wenn man das Alles zusammennahm, so that man einen wahrhaft schauerlichen Blick in eine Menschenseele, deren Vergangenheit eine gräßliche mußte gewesen sein, die vor der Zukunft, namentlich vor dem Gerichte der Ewigkeit, ein geheimes Entsetzen trug. So war er der Gegenstand der Reden des Volkes, aber auch der seines Entsetzens geworden, und es ist kein Wunder, daß sich mehr und mehr aller Augen auf ihn gerichtet haben. Je weniger er sich mit den Leuten zu schaffen machte, desto mehr machten sie sich es mit ihm, wie das so im Gange der Welt liegt.

Allein mit allem dem, was man sich von ihm sagte, was man von ihm vermuthete, kam man der Wahrheit seines Seelenzustandes kaum nahe. Es reicht kaum die Rede hin, das zu nennen, was in ihm vorging. Wenn er so allein in seinem Hause saß oder in dunkler Nacht auf seinem harten Bette lag, dann traten alle die Begebenheiten seines Lebens in ihrer wahren Gestalt vor ihn hin. Die schreckliche Rache, die er an dem braven Patron Wachtendonck genommen und die Gottes rettende Hand verhütete, die auch das Böse zum Guten lenkt, erblickte er dann, als ob sie ganz so vollendet wäre, wie er sie in seinem boshaften Herzen berechnet hatte. Er sah dann auf dem Meere das Schiff brennen und Alle die darauf waren ihren Tod in den Flammen finden. Dann schrie er verzweifelnd auf. Oder er sah die unglücklichen

Neger, die er rauben und in teuflischer Gleichgültigkeit hatte hinsterven sehen in den vollgepfropften Räumen des Sklavenschiffes; er gedachte des Betrugs an dem wohlwollenden Nummüller in Liverpool, des Mordes des Kapitäns und der Offiziere — dann raffte er sich auf und rannte in der Todesangst der Verzweiflung hinaus in die Dünen, an den Strand des Meeres; irrte umher wie Raim, und fand keine Ruhe, keinen Frieden. Manchmal drängte es ihn, Alles zu bekennen und die Strafe des Gesetzes zu empfangen — aber dazu war er zu feig; er gewann nicht den Muth dazu. Er dachte dann an sein heranblühendes Kind und an die Schmach, unter deren Last es erliegen müsse — und ertrug sein entsetzliches Geheimniß und die Hölle in dieser Welt, die Qual seines Gewissens, wieder alleine, und alle Tage erneuerte sich seine Marter.

War er ruhiger einmal, so quälte ihn der Gedanke, daß er seinem Kinde nicht genug hinterlassen könne, und die Habsucht stachelte ihn wieder, daß er in Sturmnächten am Strande suchend umherirrte.

Was diesen Zustand hätte mildern, was ihn auf den alleinigen Weg des Heils hätte führen können, das mangelte ihm, jede Erkenntniß der Religion. Aufgewachsen wie das Thier des Feldes, war der kümmerliche Unterricht, den ihm einst Wachtendonck heizubringen gesucht hatte, Alles, was er von Religion wußte, und dieß Wenige war längst vergessen. Nur die Furcht vor dem Gerichte und der Vergeltung war ihm geblieben.

Desto lieblicher aber gedieh das innere und äußere Leben seines Kindes. Annetje war ein sehr schönes Kind; das Ebenbild seiner schönen Mutter, deren ganzes, sanftes Wesen sich auch in der Seele des Kindes abspiegelte. Keine Eigenschaft des Vaters war in dem Kinde, wie es ihm denn auch mit keinem Zuge ähnlich sah. Die Nonnen nahmen sich,

weil sie es Alle lieb hatten, seiner auch ganz besonders an und pflegten sorglich jeden guten Keim seiner Seele.

Während der Vater unverändert in seinem heillosen Zustande dahinlebte, entwickelte sich das Kind in der lieblichsten Weise, fromm von ganzer Seele und empfänglich für Alles, was gut und edel war. Es war wunderbar, daß das Kind seiner Mutter Bild im Herzen bewahrte, aber an den Vater nur mit Grauen und Entsetzen dachte. Dennoch betete es unablässig für ihn; aber es zitterte, wenn er einmal kam, es zu sehen, und es bedurfte der ernstesten Ermahnungen, daß es ihm irgend Beweise seiner Liebe gab, zu der die Vorsteherin das kindliche Herz zu bewegen suchte mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln.

Jahre kamen und gingen in's Land. Jan zahlte sein Kost- und Pflegegeld regelmäßig von drei zu drei Jahren voraus. Als aber endlich die Zeit kam, wo Annetje das Kloster verlassen sollte, da warf es sich an die Brust der Vorsteherin und flehte, es doch zu behalten. Jan hörte das. Es ging ihm ein Schwert durch die Seele, denn sein Kind war das einzige Gut, für das er sich jede Entbehrung auflegte, für das er rang und geizte, aber er großte nicht; er redete auch der Tochter nicht zu, ja, er stimmte selbst ein, als sie erklärte, Nonne werden zu wollen.

Nur trostloser und elender kehrte er in seine Wohnung zurück. —

Was soll sie auch hier, wo nur Jammer und Glend ist? rief er aus, als er allein war. Was soll sie hier, wo sie nur Zeuge meiner Qual ist? Mag sie beten — für — mich! — Dieser Gedanke hatte etwas, was ihm tröstlich war.

Solche Eindrücke haften indessen in der Seele des alten Mannes nicht. Qualender war es ihm, daß sich sein heimlich gehegter Schatz nicht nur nicht vermehrte, sondern stets zusammenschmolz.

Waren ja doch auch mehrere Jahre hingeflossen, ohne daß er mehr, denn Holztrümmer vom Strande aufgelesen und heimgebracht hatte. Zwar verkaufte er dieß Holz in die Stadt; fing Kaninchen in Schlingen und machte sie zu Gelde; dennoch aber reichte es nicht weit, und oft kaum, um das Wenige zu kaufen, dessen er bedurfte, um seine ärmliche Kleidung zu bezahlen. —

VIII.

Mynheer, nahm Kapitain Verstoft mehrere Tage später das Wort wieder, Ihr müßt mir jetzt nothwendig mit Euren Gedanken sonst wohin folgen. Ihr gedenkt doch noch des Kaufmannes Nummüller aus Osnabrück, der in Liverpool ein großes Handelsgeschäft hatte, als Jan ihn so schändlich betrog? Nun, er war damals noch ein junger, strebsamer Mann. Der Patron Wachtendonck und er hatten, als Jan zwischen Afrika und Cuba den verworfenen Negerhandel trieb und seine Seele mit der Schuld mehr denn Eines Menschenlebens belastete und später gar Seeräuber wurde, manch' Geschäftchen gemacht; hatten sich gegenseitig geachtet und liebgewonnen und es war daraus eine dicke Freundschaft entstanden, die fester hielt, als eine Ankerkette, und die hat sich gewaschen, wie Ihr wißt.

Nun war der Patron Wachtendonck lech geworden, wie ein altes, morsches Schiff und hielt die See nicht mehr. Er legte sich daher in Ostende vor Anker, und hat genug gehabt, um in Ruhe zu leben und die Stunde erwarten zu können, da der Herr ruft: Komm' wieder, Du Menschenkind! Mit dem Gewissen stand's bei der alten Theerjacke ohnehin gut, denn zum Unrecht lieb er nie die Hand, und hatte allerwegen Gott vor Augen und im Herzen.

Der Herr Numüller war auch über die Jahre, wo Einer ein sogenannter Springinsfeld ist, um ein Erhebliches hinaus, denn er hatte einen Sohn, dem er bei Osnabrück ein gar herrlich Gut gekauft hatte, da er wohnte, denn Kaufmann wollte er niemals werden. Dieser Sohn lamentirte in jedem Briefe, daß doch der alte Vater das Joch des Handels abwerfe und mit seinem großen Vermögen zu ihm gen Osnabrück, in die alte Heimat, komme.

Das soll nun ja bei Euch Deutschen nicht viel besser sein, als bei den Schweizern, mit dem Heimweh, und wenn es einmal erwacht wäre, hab' ich gehört, so soll's völlig aus sein, und wenn der, der's hätte, nicht heim käme, so stürbe er. Die Sache muß ihren Grund haben, denn, obgleich der alte Numüller eine Tochter an einen englischen Kaufmann verheirathet hatte, der denn auch das Geschäft übernahm, so konnt' er's doch nicht mehr aushalten und packt seinen Reichtum zusammen und macht sich auf's Meer, um in Deutschland, in der theuern Heimat, zu leben. Das hatte er seinem Sohne geschrieben, daß er dann und dann zur See gehen, wenn's guten Wind gäbe, dann und dann in Ostende landen würde, weil es ihn dorthin zöge, den guten Freund, den alten Patron Wachtendonck, noch einmal zu sehen, ehe er, (wie er ihm kürzlich in ächter Seemannsweise geschrieben) die Anker lichte für den himmlischen Hafen der Ruhe.

Als nun die Zeit kam, machte sich der Osnabrücker, der junge Numüller nämlich, auf und reiste nach Ostende und der alte bestieg in Liverpool ein Schiff, das nach Antwerpen wollte, aber weil der alte Numüller wie ein Fürst bezahlte, in Hafen von Ostende einlaufen, ihn mit seinen sieben Sachen dort ausladen und dann die kleine Strecke bis Antwerpen nachholen wollte.

Das Schiff war ein Antwerpener Klipperschiff und hieß: Mesfrow Lisettje, war von gutem Bau und Alles drauf und dran sehr wohlbestellt; aber die Zeit, da es auslief, war

nicht die beste; denn im November haben die Stürme das Meer gemiethet, um sich drauf ihre Bläse im Blasen, Brausen und Toben zu machen, und die Wellen tüchtig schäumen und tanzen zu lassen. Da bläst's, aus Norden, wie All' nichts Gut's, und, wenn so ein Nordwind die rechte Lanne hat, so läßt er Tag und Nacht nicht nach, bis er müde wird und ihm der Athem ausgeht; aber engbrüstig ist er nicht, das könnt' Ihr mir glauben, Mynheer! Hier, in Ostende, erfährt man das gehörig. In solcher Zeit sollten die Schiffe daheim bleiben; aber es geht doch nicht immer und das Handelschiff muß fahren wenn es Fracht hat. Der Kapitain der Mesfrow Lisettje wußte das Alles auch, aber eine gute Ladung läßt den Seemann Alles wagen, ist anders sein Schiff tüchtig und seehaltig. Dann drückt er den Südwestler auf den Kopf, und sagt: Well, Jungens, wir probiren's und riskiren's einmal. Der Nord wird wohl ein Gintsehen haben! Aber der ist seines Kopfs, und als der Kapitain der Mesfrow Lisettje auch so sagte, dachte er nicht daran, daß der Nordwind schon die Backen aufblies und bald daherstürmen würde, wie toll. —

Das blieb nicht aus und als sie noch nicht weit von England weg waren, ging der Tanz los. Das war ein Sturm! Regen und Hagel schlug unter einander den Seeleuten in die Augen, daß sie schier nichts sahen und der Sturm warf das Schiff herum, als spiele er Fangball damit und wolle probiren, wie hoch er's heben und wie tief er's hinabschleudern wolle in den Schoof der Wellen.

So kämpfte das Schiff viele Stunden fort und immer mehr hob sich Sturm und Welle, bis allmählig Masten und Steuer und Bugspriet, Eins nach dem Andern, frachte und brach, und das Schiff das rathloseste Wrack war, das man finden konnte. An Rettung des Schiffes war nicht mehr zu denken; wenn es eben nur noch gelang die Menschen zu retten. Reisende waren außer dem Herrn Annüller nicht auf dem Schiffe.

Die Nacht war stockfinster. Der Sturm rastte fort in einem Athem. Die Wellen gingen berghoch. Notschüsse hatten die fast Verlorenen gethan; aber Hülfe war keine gekommen. — Jetzt erblickten sie in der Ferne das feste Licht eines Leuchthurmes. Das konnte nur Ostende sein! Sie bestiegen das Boot, um das Ufer, das sie retten konnte, zu erreichen.

Herr Numüller hatte all' sein Geld in Papieren und Gold bei sich. Erstere waren in einer Briestafche, die er unter der Weste in Wachsleinen verwahrt trug; Letzteres barg ein Gurt der sich um seine Hüften legte.

Raum hatten die Schiffbrüchigen, vier und zwanzig an der Zahl das Boot bestiegen und die nächste Welle sie fortgeführt, so wurde das Brack mit einem entsetzlichen Krachen auf den Strand geschleudert, daß es von der Bucht vorst, allein dieselbe gewaltige Woge stürzte das Boot um, und begrub Alle, die darin waren in der Tiefe. Das Jammergeschrei der Ertrinkenden verschlang des Sturmes Gebrülle und der Brandung Getöse.

Schon seit vier Tagen war der junge Numüller in Ostende, und harrete mit klopfendem Herzen der Ankunft des Schiffes: Mesfrow Lisettje von Antwerpen, das ihm den Vater bringen sollte. Gar oft stand er droben am Leuchthurm und sah durch sein kostbares Fernrohr hinaus auf das Meer oder erstieg die Gallerie des Thurmes, von daunnen man weit, weit hinaus schauet auf die gleichförmige Wasserrüste des Meeres ob er nicht ein Segel erblicke, das von England herüberstüere. Nicht selten stand ein Greis bei ihm, dessen Silberhaar erfruchtgebietend anzusehen war, den alle Schiffer und Ostender mit besonderer Ehrerbietung grüßten. Es war der uralte Patron Wachtendonck, auf dessen Schultern mehr denn achtzig Jahre drückten, und der mit Sehnsucht den lieben Fremd erwartete.

An dem Tage an dem sich das Unglück ereignete, hatte es schon mit dem ersten Grauen gestürmt, und die Aussicht war vorhanden, daß es noch ärger kommen würde. Das bestätigte sich vollkommen, denn von neun Uhr des Morgens an wuchs die Gewalt des Sturmes mit jedem Augenblick, und ließ keine Minute zwischen seinen entsetzlichen Stößen verstreichen. Ja, gegen Abend artete er in einen völligen Orkan aus, der Alles zu vernichten drohte, was den sichern Hafen nicht gefunden. Trotz der Ungunst der Bitterung verließen der junge Amüller und der alte Patron Wachten-donck den Damm nicht. Obgleich ihr Auge kein Segel erreichte, so waren sie doch beide überzeugt, daß der erwartete Vater und Freund in diesem Wetter unterwegs sei.

Ihr mögt Euch wohl denken, Mynheer, wie Angst und Sorge ihre Herzen erfüllten. Diese Angst wuchs aber noch, als mit der Nacht der Sturm schauerhaft wurde und man nun Nothschüsse hörte von Zeit zu Zeit, die immer näher klangen.

Ein Haufen Lootsen und Matrosen umstand die beiden Männer. Der junge Amüller bot Hände voll Gold. Die Seeleute rüsteten ihre Rettungsboote aus und stiegen vom Ufer, aber es war nicht möglich, See zu halten; nicht möglich, dem Schiffe nahe zu kommen. Sie kehrten mit genauer Noth zurück, ohne ihr Ziel, ihre Absicht erreicht zu haben, ja, sie hatten nicht einmal den Rumpf des Schiffes zu Gesicht bekommen.

So verlebten sie in unaussprechlicher Angst eine Stunde, da hörten sie das entsetzliche Krachen. —

Das Schiff ist gestrandet! riefen die Seeleute und eilten noch einmal mit ihren Booten einen Versuch zu machen.

Athemlos horchten die auf dem Damme, aber man hörte nichts und sah nichts, außer dem Toben der Gewässer und des Sturmes und der stockfinstern Nacht.

Endlich kehrte ein Boot zurück.

Es hatte den Kapitain des Schiffes und zwei Matrosen aufgesucht. Von diesen, nachdem sie sich erholt, hörten die Angstvollharrenden, daß wirklich der alte Nummüller an Bord gewesen; daß er mit ihnen das Boot bestiegen, daß sie aber seit dem Umschlagen des Bootes nichts mehr von ihm gesehen.

Rettet meinen Vater! rief der Sohn aus. Ich gebe Euch gerne all' mein Hab und Gut!

Wieder bestiegen die Seelenute ihr Boot. Er wollte mit ihnen in See stechen, und nur mit Gewalt hielt ihn der alte Patron Wachtendonck zurück.

Wieder währte es ziemlich lange, bis sie zurückkehrten.

Sie hatten nur den Leichnam eines Matrosen, den sie aufgesucht. Auch das andere Boot landete mit vier geretteten Matrosen, aber Nummüller war nicht drunter.

Sollte ihn das Meer an's Land geworfen haben? fragte Wachtendonck. Es ist Fluthzeit. Unmöglich wäre es nicht. Holt Euch Laternen im Lootsenhause, gebot er den Umstehenden und durchsuchet Strand und Dünen bis Mariakerke hinauf!

Sie eilten in das Lootsenhaus und holten Laternen und dann theilten sie sich. Ein Hause, und nun auch mit ihnen der junge Nummüller, der sich nicht zurückhalten ließ, eilte am Strande hinauf, so weit er überhaupt noch vom Meere frei war, der Andere ging über die Dünen hin, um ihn zu finden, wenn er sich vielleicht sollte gerettet haben. Von Zeit zu Zeit riefen sie laut in Sturm und Wetter hinaus: Hollah ho! Hollah ho! — Aber keine Menschenstimme antwortete.

Wynbeer, sagte nach einigen Augenblicken der Ruhe, der Kapitain Verstoll, Ihr habt gewiß, seit ich des Sturmes in diesen Gewässern erwähnte, des Strandläufers gedacht? Ich auch, aber der Gang der Begebenheiten nöthigte mich vorerst dessen zu gedenken, was ich Euch erzähle.

Well, Wynbeer, jetzt dann zu ihm!

Wie der Habicht oben in den Lüften schwebt, starr und stier sein Auge auf seine Beute heftend — oder wie der Jaguar zwischen den verschlungenen Ästen der alten Sikomorie liegt, sich nicht regt, aber im glühenden Blicke den Heißhunger ausdrückt, mit dem er auf das Bild lauert, das, ahnungslos weidend, sich dem Verstecke nahet, wo er den Augenblick erwartet, daß er sich herabstürze auf seine Beute, um sie sich zuzueignen: nicht anders kauerte der Strandläufer zwischen zwei Dünengipfeln in dem ziemlich tiefen Einschnitt. Sein scharfes Auge spähet nach allen Richtungen nach Beute; aber es war umsonst; nirgends zeigte sich ein kämpfendes Schiff, das etwa zu stranden drohete. Er wich keine Minute von seinem Posten und als das Wetter schlimmer wurde, zog er ein getheertes Segeltuch über sich, aus dem er, wie aus einem schützenden Obdach herauslugte. Kein Mensch würde ihn in dieser Lage für ein menschlich Wesen angesehen haben.

Unter dem Segeltuch hielt er seine Laterne und ein Stück rauhen Brotes. So konnte er es diese Nacht aushalten, denn der Südwester deckte seinen Kopf und Regen und Hagel prallten an dem Segeltuche ab. Wohl rüttelte und schüttelte ihn der Frost, der alle seine Glieder starr zu machen drohte, wenn er länger so still da saß; allein die Begierde war zu mächtig. Er wich nicht von der Stelle. In diesen Stunden des Harrens war nur Ein Gedanke in seiner Seele und das war der, daß doch möge irgend ein werthvolles Strandgut in seine Hände fallen. Daran dachte er nicht, daß dieser sein Gewinn aus dem Unglücke Anderer nur allein erwachsen könne und daß also sein gottloser Wunsq auf das Verderben Anderer gerichtet sei. So kennt die Habsucht nur die Befriedigung ihres Gelüfens und kümmert sich nicht um der Brüder Wohl oder Wehel

Der Tag verging unter vergeblichem Spähen und Hoffen. Sollte er in das Haus gehen, da der Sturm sich mächtiger

erhob, die Wellen wilder tobten, die Fluthzeit nahen mußte, die Alles dem Lande zutrieb, während es die Ebbe mehr zurückzog in den Schooß des Meeres? — In seiner Seele war die Frage schnell beantwortet. Er blieb. Die Nacht kam schnell und mit tiefer, rabenschwarzer Dunkelheit, mit heftigerem Toben des Sturmes. Unwillkürlich gedachte er des Tornado, den er einst an der Küste von Sanct Thomas erlebt, wo ihn die Fluth auf den Strand warf und milde, christliche Herzen sich seiner in Liebe annahmen; aber er schenkte den Gedanken so schnell hinweg, als er eben nur konnte. War er doch bereit, das Gegentheil von dem zu thun, was dort die Menschen an ihm aufopfernd gethan hatten! —

Plötzlich fuhr er in die Höhe und neigte sich vorwärts, mit angehaltenem Athem hirschend.

Was war das? sagte er leise zu sich. Zitterte nicht durch das Heulen des Sturmes wie der Schall eines Schusses? Das wäre ein Nothsignal!

Er horchte wieder, und mit immer größerer Spannung.

Da vernahm sein geübtes Ohr den zweiten Ton, den die Luft herübertrug.

Er sprang auf und zitterte, so groß war die Begierde.

Das war ein Schuß! rief er. Ha! ein Schiff in Noth! Ich müßte kein Seemann sein und diesen gefährlichen Strand nicht kennen, und nicht die Macht der Fluth und des Sturmes, wenn ich nicht wissen sollte, daß es stranden muß. Booten können nicht hinaus, dafür ist das Wetter zu arg. Hier, grade hier muß es stranden: Nun, Jan, geht deine Aernbte an! —

Wieder hallte ein Schuß herüber, dem in immer kürzern Zwischenräumen andere folgten. Der immer näher tönende Schall zeigte, wie das unglückliche Schiff ein Spiel der Wellen und des Sturmes war, und wenn es nicht einen tüchtigen Steuermann hatte, und noch in sehr gutem Stande war, so

mußte freilich bei der Lage der Umstände des Strandläufers Prophezeiung in Erfüllung gehen.

Er horchte mit angehaltenem Athem, ob kein Zeichen mehr gegeben würde.

Da krachte es noch einmal ganz nahe. Er sah den Feuerblitz der Kanone, die auf dem Berdecke stehen mußte. Er rieb sich freudig die Hände; denn nun war's kein Orlogsschiff, d. h. Kriegsschiff, sondern ein Handelsfahrzeug, und also größere Aussicht für ihn — und es war so nahe, daß es in wenigen Augenblicken stranden mußte.

Er horchte tief an den Boden der Düne sein Ohr haltend.

Da vernahm er einen furchtbaren Schlag, ein dumpfes Krachen, einen gellenden Angstschrei — grade vor sich in See, nicht ferne von dem Ufer, wo er stand, und vernahm es ziemlich deutlich, da grade der Sturm einen Augenblick zu heftigerem Stöße auszurufen schien.

In fieberischer Aufregung stand er noch eine Weile.

Die Fluth rückt vor, sagte er zu sich. Jetzt ist es Zeit!

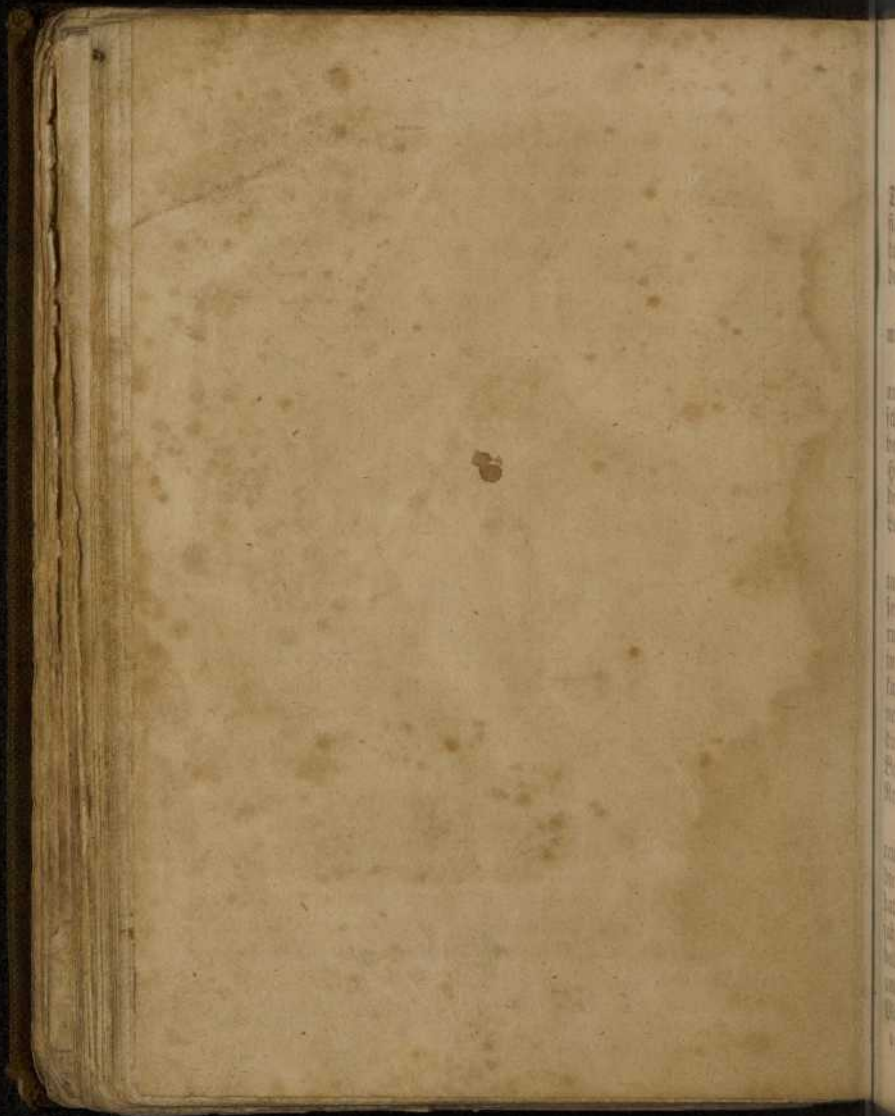
Leise rutschte er die Düne hinab und stand auf dem Strande, wo bereits die Wellen wachsend sich den Dünen näherten.

Vorsichtig mit einem mit Eisen beschlagenen Stocke, der auch einen Haken zum Heranziehen hatte, umhertastend, fühlte er plötzlich einen Gegenstand, den die Wellen an's Ufer geworfen hatten. Er griff darnach und — griff an einen Leichnam!

Ein jäher Schreck durchzuckte ihn; aber der war vorübergehend. Er fühlte noch einmal.

Aha, rief er halblaut aus, das ist kein Matrose. Vielleicht ist etwas bei ihm zu finden! Er braucht nichts mehr! tröstete sich der Räuber und zog den Körper auf's Trockene. Seine kunstfertige Hand entdeckte schnell eine Uhr und — den mächtigen Geldgurt, den der Verunglückte um den Leib trug. —





Ha! rief er in teuflischem Frohlocken aus, das ist ein Gang!

Er lud den Körper auf seine Schultern, und wollte die Düne hinauf, aber er dachte nicht daran, daß der Fuß keinen sichern Stand habe. Er rutschte wieder zurück und stürzte, da die Bogen schon an den Fuß der Dünen schlugen, mit dem Leichnam in's Wasser.

Das brach aber so wenig seinen Muth, als es seine Hülfsmittel erschöpfte. Er stieß eine gräßliche Verwünschung aus. —

Schnell zog er einen Strick heraus, befestigte dieß Tau unter den Armen des Verunglückten; ergriff seinen eisenbeschlagenen Stock und, indem er das Tau um seine Brust befestigte, wadete er durch die steigende Fluth, ergriff die Halme des Dünenhafers oder Dünenrohrs, stützte sich mit dem Stabe, und es gelang den herbsten Anstrengungen, den Leichnam und sich selbst auf die Düne zu bringen.

Dort riß er rasch die Kleidung weg; fand die Brieftasche und die Uhr, löste den Geldgurt; schnallte ihn um seinen eigenen Leib; ergriff dann Segeltuch und Laterne und rutschte mit Blickeesschnelle auf der Landseite der Dünen hinab in ein kleines Thal. Dort, wo er jede Handbreit genau kannte, fehlte es ihm nicht, daß er sogleich den Weg zu seinem Hanse traf. Dasselbst angelangt, schloß er die Thüren und die Thüre sorgfältig, zündete Licht an und untersuchte seine Beute mit Blicken, wie die des Raubthiers, wenn es seinen Raub anschaut, um das beste Theil zuerst anzufallen.

Unbeschreiblich war der Ausdruck seiner Züge, als er die reichen englischen Banknoten in der Brieftasche wahrnahm, die das Wasser, bei der sorgfältigsten Verpackung noch nicht hatte erreichen können, und, als er die Rollen der Goldstücke sah, welche der Gurt enthielt. So schnell er konnte, wurde beides wieder geordnet. Die Platte des Heerdes hob sich; auch die zweite darunter und in der Tiefe des verborgenen Plätzchens verschwand beides, nebst der Uhr.

Heute ist eine Glücksnacht! sagte er, und öffnete die Thüre, um abermals, wenn es möglich, zum Strande zu eilen.

Leise, wie eine Kaze, die eine Maus beschleichen will, stieg er die Dünen hinauf. Da sah er Licht hörte Männer daherkommen, die, wenn sie noch hundert Schritte weiter vorwärts schritten, den Beraubten finden mußten. —

Er legte sich flach in eine jener Rinnen, welche der Regen in den Dünen zu reißen pflegt. Dort konnte man ihn nicht entdecken, und doch konnte er hören, was die droben auf der Düne redeten und thaten.

Jetzt schrie plötzlich ein Matrose: Da liegt ein Vermisglückter!

Ein Anderer stürzte herzu, leuchtete in das todesbleiche Gesicht und schrie dann in herzerreißendem Tone: Mein Vater! Ach, mein guter Vater!

Schnell ergriffen die Matrosen den Leichnam und eilten der Stadt zu, um noch Rettungsversuche zu machen.

Jan, der Strandläufer, schlich zu seinem Hause zurück, weil ihm seine Einsicht zu erkennen gab, daß nun der Strand durchsucht werden würde, und seine Aerndte vorüber sei.

Ich habe mein Schäflein im Trocknen! sagte er zu sich und begab sich nach seinem Hause. Noch trug er die nassen Kleider und die Nacht war eiskalt. Die Kälte begann ihn zu schütteln. Feuer anzumachen, hatte er den Muth nicht, weil er fürchtete, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Und doch schüttelte ihn mehr und mehr ein unbezwinglicher Frost. Zu Hause angelangt, zündete er ein Licht an und griff zu einer Rumflasche, die er einst am Strande gefunden und mit deren Inhalt er sehr haushälterisch verfuhr. Er setzte sie an den Mund und trank sie fast leer. Das erwärmte ihn zwar, aber es machte ihn auch trunken, da er längst an dieß Getränk des Seemanns nicht mehr gewöhnt war. Mit Mühe entledigte er sich der nassen Kleider und sank dann auf sein Mooslager. Indessen fühlte er die Gluth

eines heftigen Fiebers seine Adern durchwühlen und plötzlich überkam ihn ein Zucken in den Gliedern der rechten Seite — dann verging ihm völlig das Bewußtsein.

Es mußte schon hoch am Tage sein, als er zu sich kam, denn die hellen Tageslichter drangen durch die Jugen der Läden, welche die Fenster schlossen. Er wollte, trotz eines heftigen Kopfschmerzes, sich erheben und das Fenster öffnen — aber er sank zurück auf sein Lager, denn Arm und Bein der rechten Seite versagten ihm ihren Dienst. Er war gelähmt und konnte sich nicht regen.

Ein Schlag hatte ihn getroffen und seine rechte Seite gelähmt. —

Da that sich vor ihm der Abgrund eines bodenlosen Entsetzens auf. Gelähmt — verlassen lag er da in einem Zustande völliger Hilflosigkeit. Draußen heller Tag — in seinem Zimmerchen Nacht! Niemand ahnete seine Lage. Und der Gedanke an den Tod, an den Tod in der allerentsetzlichsten Gestalt, an den Hungertod — überfiel ihn mit aller Macht und erfüllte seine Seele mit Gefühlen, die kein Wort zu bezeichnen im Stande ist. — Es waren Qualen der Hölle, die er litt. Eine unaussprechliche Angst vor dem Hungertode, vor dem Verdursten — da er keinen Tropfen Wassers sich zu holen vermochte, die Folterqual seines trockenen, brennenden Gaumens zu lindern und zu löschen, erfüllte ihn.

Jetzt traten seine Sünden vor ihm hin. Er sah in seinen Fieberträumen die armen Neger, wie sie, sein fluchend, starben; wie sie, sein fluchend, unter der Peitsche des Treibers und Aufsehers niedersanken; er sah den Kapitain seines Schiffes, wie er, die Hand nach ihm ausreckend, in den Fluthen des Meeres ertrank. — Er heulte vor Entsetzen, aber diese Schreckgestalten kamen immer wieder. Erwachte er zum Bewußtsein, so war die Qual des Durstes fürchterlich, unerträglich.

Ein Tag und eine Nacht gingen so herum unter namenlosen Qualen. Da — die Strahlen des zweiten Tages drangen in das Innere — da hörte er menschliche Stimmen. Die Thüre wurde aufgebrochen und herein traten die Diener des Gerichtes. Ein fürchterlicher Schrei entrang sich seiner Brust — und bewußtlos sank er zurück auf sein Lager. Der Schlaganfall hatte sich wiederholt. —

IX.

Ihr wißt, Mynheer, fuhr Kapitain Verstoll in seiner Erzählung fort, daß der junge Nummüller denen gefolgt war, welche am Strande hingingen, dem Schauplatze des Unglücks näher zu sein.

Er hörte unten den Ruf der Matrosen und stieg herauf. Er fand dort seinen Vater, wie ich bereits erzähle; allein, ohne zu beachten, wie seine Bekleidung von räuberischen Händen aufgerissen und zerrissen war, drängte der angstgefüllte Sohn nur dazu, daß seine Begleiter ihn ausluden und in die Stadt trugen, damit alle mögliche Versuche der Wiederbelebung an ihm gemacht werden konnten.

Im ersten, besten Hause bat er um Einlaß. Es war eben die Pforte des Klosters der „Weißen Frauen.“ Sie öffneten dieselbe gerne und boten den Raum zum Werke der Barmherzigkeit dar. Nummüllers Geld gab den Leuten Flügel. In unglaublich kurzer Frist waren zwei Aerzte da, welche in gewissenhafter Pflichterfüllung Alles aufboten, was die Kunst vermochte. Lange war es zweifelhaft, ob das Leben zurückkehre, allein endlich zeigten sich einige Spuren des Lebens. Sie vermehrten sich unter den nun verdoppelten Anstrengungen der Aerzte und endlich hatten sie das belohnende Ziel erreicht — der Berunglückte schlug die Augen auf.

Nun wurde jedes Geräusch vermieden, ein Arzt, eine dienende Schwester aus dem Kloster und der junge Nummüller blieben bei ihm; jedoch mußte Letzterer sich entfernt halten, damit nicht eine heftige Gemüthserschütterung schade. Die junge dienende Schwester war schön und mild, wie ein Engel. Ein Ausdruck des Leidens machte sie noch anziehender. Mit größter Aufmerksamkeit pflegte sie den Kranken und bewachte den erquickenden Schlaf, der sich auf ihn senkte.

Unter so zarter Pflege genas der alte Nummüller schneller, als man es hätte erwarten dürfen; allein nun stellte es sich dean aber auch heraus, daß er beraubt worden war; es fiel erst jetzt dem Sohne auf, daß er auf der Düne war gefunden worden, wohin ihn die Wellen nicht konnten geschleudert haben; der Schmerz, welchen der Verunglückte unter den beiden Armen fühlte, und die Zeichen, die sich dort fanden, stellten es außer Zweifel, daß sie von einem Taue herrührten, so wie seine Kleidung es klar verrieth, daß er auf dem Rücken auf die Düne geschleift worden seyn mußte. Der alte Mann wußte natürlich von dem Allem nichts; die Beraubung mußte aber jedenfalls kurz vor seiner Auffindung geschehen sein.

Auffallend war es dem jungen Nummüller, daß, als diese Dinge am Krankenbette verhandelt wurden, die junge dienende Schwester erbleichte und in wahrer Seelenangst sich entfernte. Er vergaß das jedoch wieder und eilte, die That- sachen dem Gerichte zur klagenden Anzeige zu bringen.

Ein Beamter des Gerichtes begab sich mit dem Sohne an das Krankenbette des Vaters, um die einzelnen Umstände und Angaben zu Protokoll zu nehmen; die Matrosen wurden verhört, die den Verunglückten getragen hatten; ihnen war es aufgefallen, wie zerrissen er dagelegen, und sie hatten nur geschwiegen, weil der Sohn davon schwieg. Hintennach erinnerte er sich indessen doch dieser Umstände selber wieder genau.

Einer der Matrosen sagte zum Richter: Sollte das nicht wieder ein Stücklein des Strandläufers sein? Ihr wißet, Herr Richter, daß Ihr ihn schon einmal gefaßt hattet! Er wohnt ganz nahe und wenn Einer, so war er's, der hier die alte Kunst geübt.

Was man von seinem Leben erzählt, ist Euch nicht fremd, ob's gleich nicht bewiesen werden kann. —

So sprach der Seemann und der die Untersuchung leitende Richter ließ sich an Ort und Stelle führen. Dort unten lag, verschlossen, todstille und unheimlich — mit verschlossenen Läden, als ob es Niemand bewohne, das verrufene Haus des noch verrufeneren Mannes.

Der Richter blieb mit dem Schreiber und dem jungen Nummüller beobachtend an der Stelle, und ließ schnell die Gerichtsdienner holen und mit ihnen stieg er hinab zu dem Hause. Auf sein Ausrufen und seinen Ruf erfolgte eine Antwort, wie wenn ein Sterbender röchelt.

Ein unheimlich Gefühl ergriff Alle. Der junge Nummüller rieth, einen Arzt holen zu lassen. Dieß geschah, und als er da war, erbrach man die Thüre. Bei dem Eintritte der Beamten sank Jan, der sich zu erheben bemühte, leblos zurück, nachdem er einen Mark und Bein durchschneidenden Schrei ausgestoßen.

Der Arzt trat herzu und untersuchte ihn. Sein Gutachten lautete dahin, daß der Schlag den Mann getroffen habe. Er schlug ihm eine Ader und wandte das Nothwendigste an, allein als Jan erwachte, zeigte es sich, daß seine Zunge gelähmt sei. Nun war nichts weiter zu thun, als daß man ihn in das Hospital brachte und ihn dort auf's Sorgfältigste behandelte. Das Gericht untersuchte das Haus von unten bis oben, allein es fand keine Spur des gestohlenen Gutes, wohl aber unzweideutige Spuren der Armuth. Es war indessen allgemein bekannt, daß er vor vielen Jahren das Haus baar bezahlt hatte, und auch den Nonnen auf drei

Jahre das Kost- und Pflegegeld für sein Kind nun schon dreimal vorausbezahlt hatte. Das deutete, möglicher Weise, auf geheim verwahrte Mittel und Reichthümer. Noch einmal schritt man zu einer genaueren Untersuchung, allein auch sie blieb erfolglos. Erst als Jemand an den Heerd stieß und dieser hohl klang, erwuchs ein Verdacht.

Man brach die eiserne Platte für das Feuer los, was sich ganz leicht thun ließ. Jetzt erblickte man einen leeren Raum zwischen den vier Steinwänden des Heerdes, und entdeckte unten noch eine, genau schließende Eisenplatte. Man hob sie auf, und das Erste, was der hineinblickende Aumüller sah, war seines Vaters Uhr, die ihm seit seiner Kindheit wohlbekannt war. Jetzt entdeckte man die Brieftasche, den Ledergurt mit Gold und viele andere Dinge von Werth, die der Räuber hier verborgen hatte. Es wurde ein Protokoll aufgenommen, und die Gerichtspersonen nahmen alle in diesem Schlupfwinkel verborgene Sachen mit, um das Verfahren gegen ihn einzuleiten.

Ganz Ostende war voll von diesen Geschichten und Ihr mögt Euch denken, Wynnheer, wie die Stimmung des Volkes gegen den Strandläufer gereizt war. Jeder wollte nun dieß und jenes wissen; Jeder ihn unter bedenklichen und verdächtigen Umständen gesehen und beobachtet haben, und die ganze Stadt war in einer fieberischen Aufregung und Spannung, bis das Ergebniß der Untersuchung würde bekannt werden.

Dieß verzögerte sich indessen sehr; denn ein Verhör konnte noch nicht mit ihm vorgenommen werden, obgleich die Sprache zurückgekehrt war. Der Arzt hielt ihn dafür noch zu schwach.

Jeden Tag trug man sich in der Stadt mit neuen Sagen und Gerüchten, in die nun auch die schöne junge, dienende Schwester aus dem Kloster der „Weißen Frauen“ gezogen wurde, in der man schnell seine herangewachsene Tochter entdeckte. Man wußte von ihrer tief in ihrer Seele begründeten

Abneigung gegen den Vater; aber kaum vernahm sie, daß er im Hospitale in einer trostlosen Lage sich befinde, als sie dahin eilte, um sich seiner Pflege zu widmen.

Es sollte, so erzählte man sich, eine erschütternder Auftritt gewesen sein, als das schöne, sanfte, fromme Mädchen an das Bett des Verbrechers trat, daran niederkniete und betete. Ihre Thränen seien in Strömen über die Wangen geflossen. Er habe sie lange starr angeblickt, bis ihm allmählig die Erinnerung gedämmert habe, und er, sie endlich erkennend, laut zu weinen begonnen und dann nach oben gedeutet habe. Sie habe das verstanden und nun laut ein ergreifendes Bußgebet aus einem Buche gelesen; darauf habe sie in rührenden Worten ihn angefleht, er möge doch seine Schuld bekennen vor Gott und dem Geistlichen und in wahrhaftiger Reue und Buße die Gnade Jesu Christi suchen, der die Sünder annehmen wolle, wenn sie im Glauben sich zu ihm wenden. Sie habe gesprochen, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen; Das habe denn endlich Eingang in seine Seele gefunden und er habe nach einem Seelsorger verlangt — und, nachdem er lange mit diesem und der dienenden Schwester Anna allein gewesen, habe er nach Nummiller und dem Patron Wachtendonck und dem Gerichte verlangt.

Ein Verhör hat gar nicht aufgenommen zu werden gebraucht, denn er hat Alles bekannt mit tiefer Reue, die der Herr durch das eigene Kind in ihm erweckt. Er hat die beiden Männer, an denen er sich so schwer versündigt, um Verzeihung gebeten und angefleht, daß sie ihm nicht fluchen möchten.

Wyntheer, da ist denn das ganze verruchte Leben dieses Menschen zu Tage gekommen, wie ich es Euch erzählt habe und wie ich es von dem alten Patron Wachtendonck gehört, den ich noch kannte.

Es war gar schrecklich, wenn er seine Gewissensqual, seine Verzweiflung schilderte; den Kampf seiner Seele, und wie

ihn dann doch die teuflischen Leidenschaften des Geizes und der Habsucht wieder überwältigten, daß wieder das Herz versteinerte und ohne Gefühl die Schandthat verüben konnte. Alle wandten sich mit Entsetzen von ihm ab, nur der barmherzige Engel, sein gutes Kind, nicht. Anna wich nicht von seinem Bette. Sie hielt aus im Gebete mit ihm, ohne zu ermüden.

Wenn auch in Ostende nur Ein Gefühl, das des Zornes und Abscheues, vor Jan die Herzen erfüllte — ging die dienende Schwester aus dem Weißfrauenkloster über die Straße, so erwies man ihr eine Ehrfurcht, wie Keiner des Ordens. Ihr Auge schwamm stets in Thränen und ihr schwerbelastetes Herz fand nur Frieden im Gebete mit dem Verbrecher, den sie Vater nennen mußte. Er kammerte sich aber auch an sie, wie an seinen rettenden Schutzengel. Sah er sie nicht, so rief er ihren Namen und trat sie zu ihm, so gewann sein Gesicht einen ganz anderen Ausdruck. Tausend Mal flehte er sie um Vergebung an, daß er ihr einen fluchbeladenen Namen hinterlassen müsse. Wie Himmelssthan flossen dann die Trostworte von ihren Lippen. Oft verlangte er nach Nimmüller und Wachtendonck, und nicht genug konnte er es hören, daß sie ihm vergeben hätten. Er flehte sie an, für ihn zu beten. Auch der junge Nimmüller kam dann mit und es war ihm allemal, wenn Anna da war, als sähe er einen Engel Gottes in ihr.

Endlich wurde denn das Urtheil gefällt und lautete, da er sich des Mordes an dem Kapitain jenes Sclavenschiffes angeklagt, auf Tod durch das Schwert, das aber in lebenslängliche Haft gemildert wurde.

Die Haft aber trat er gar nicht an, denn einst, als sein holdseliges Kind vor seinem Bette kniete und betete für seine Seele — wiederholte sich der Schlaganfall und tödtete ihn. Und an demselben Tage nahm seine Tochter den Schleier als Nonne. —

Was soll ich Euch noch sagen, Wynnbeer? — sprach Kapitain Verstoll. Das Haus des Strandläufers zerfiel, denn das Kloster der weißen Frauen mochte es nicht verkaufen und es hätte auch Niemand es gekauft. So liegt's noch heute in Ruinen, eine Stätte des Fluches und des Abscheues, wie sich beides an den Namen des Strandläufers knüpft und sich die Erinnerung noch lange erhalten wird im Volke.

Mumüller ging mit seinem Sohne nach Osnabrück. Es ist seltsam, daß dieser sich nie vermählt hat, und er hatte kein Hehl vor seinem Vater, daß dieß nur dann geschehen sein würde — wenn die dienende Schwester Anna hätte seine Lebensgefährtin werden können. Patron Wachtendonck starb beinahe fünf und neunzig Jahre alt. Die Nonne Anna im Weißfrauenkloster trat nie mehr über die Schwelle des Klosters, und Niemand sah mehr ihr Angesicht. Sie lebte in strenger Buße und starb, ehe sie ihr fünf und zwanzigstes Jahr hinter sich hatte.

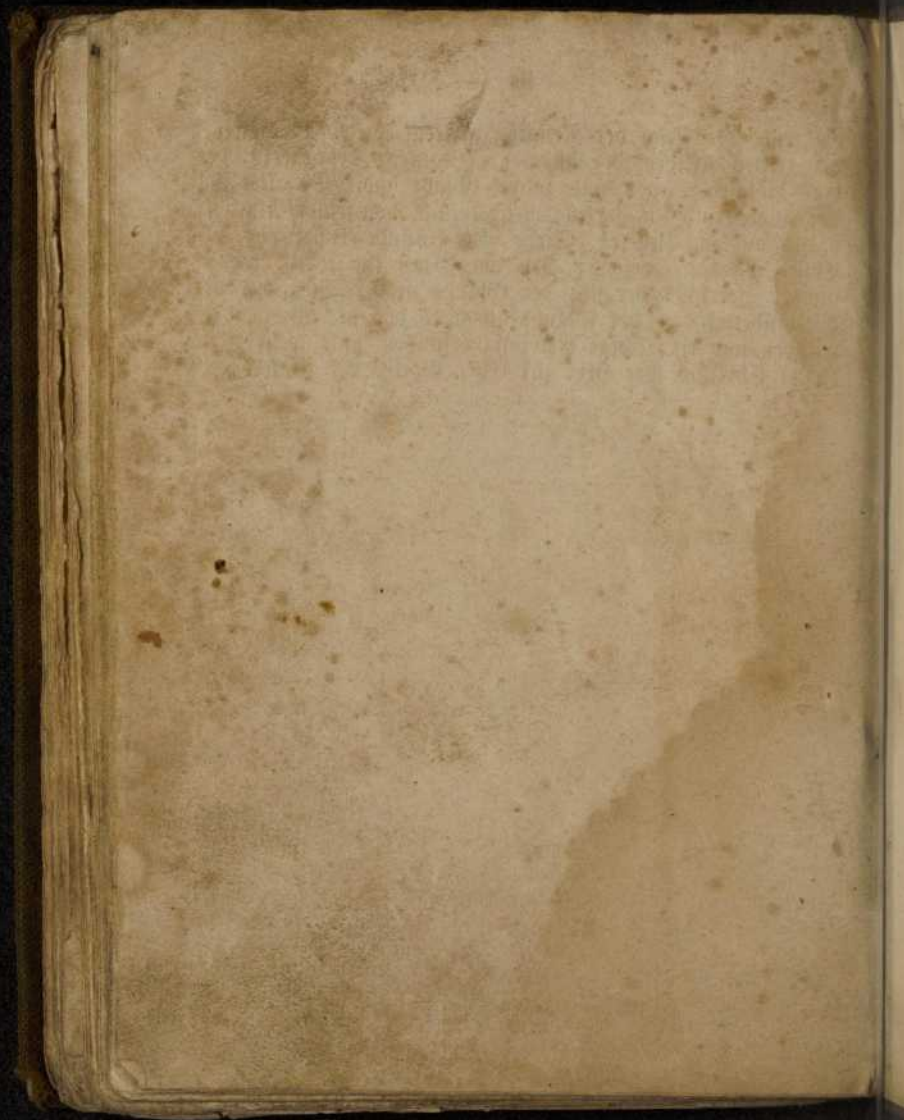
Kapitain Verstoll schwieg eine Weile und auch meine Seele war tief ergriffen von dem Schrecklichen, was ich gehört hatte.

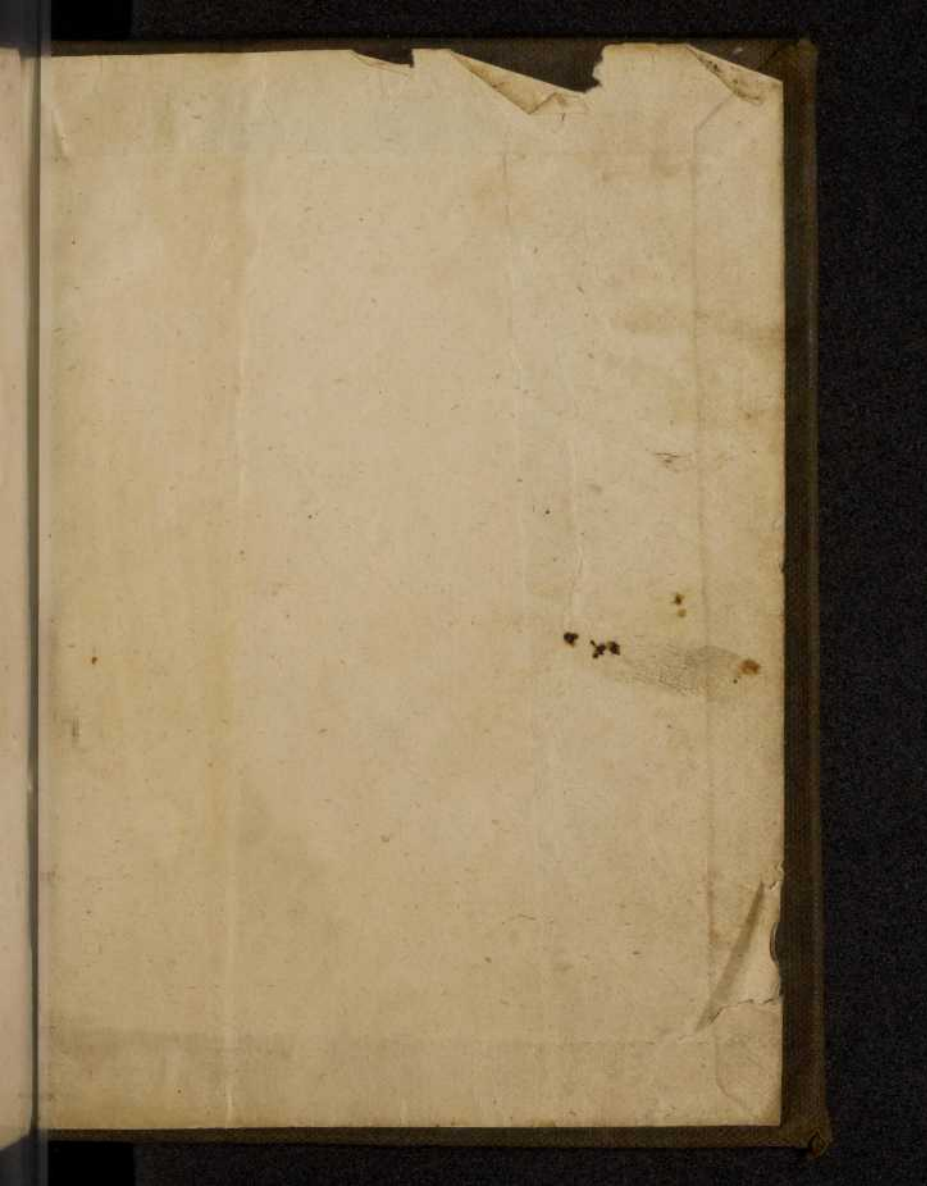
Dann sagte der Kapitain: Wynnbeer, wie schrecklich ist es, wenn Leichtsinm eine Menschenseele hinreißt auf die Bahn des Lasters, also daß sie darin verhärtet und den Rückweg nicht mehr finden kann; wenn sie von sich stößt die rettende Gnade Gottes, und forttaumelt, bis die Richterhand sie faßt! Wenn sie erst in der Nähe des Grabes erwacht zur Erkenntniß!

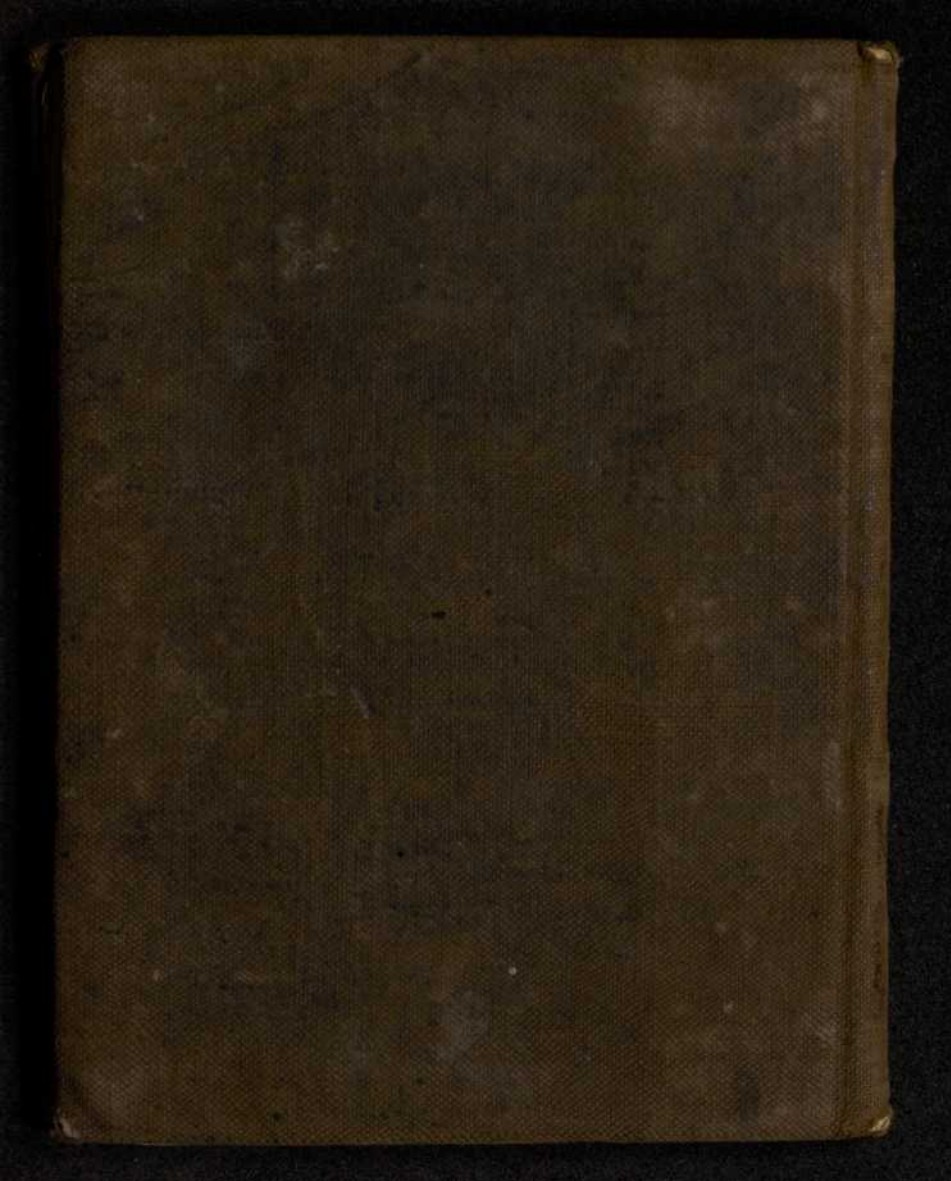
O wie schrecklich ist es, wenn verwahrlost an Geist und Herzen eine Menschenseele untergeht im Dienste der Sünde! Auf unseren Knieen sollten wir stehen, daß Gott solchen Kindern barmherzige Herzen erwecke!

Wohl Euch, rief er, die Ihr am frommen Mutterherzen aufwachset, die eine treue Vaterhand leitet und erzieht; in

die frühe die Saat der Religion gestreut wird! O danket's den treuen Aeltern, vor Allem aber danket's dem Herrn, der Euch solchen Seg.n und solche Gnade gab. Behaltet ihn vor Augen und im Herzen; weichet nicht von seinen Altären; haltet an am Gebete! Siehe, die Sünde ruhet vor der Thüre Deines Herzens; Du aber, laß ihr ihren Willen nicht! Herrsche über sie; der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet, der Glaube an den, der die Welt überwunden und eine ewige Erlösung erfunden hat, welcher ist Jesus Christus, der Herr zur Ehre Gottes des Vaters! —







Der Strandläufer.

Eine Geschichte

aus den Dünen der Nordsee,

der Jugend und dem Volke erzählt

von

W. O. v. Sorn.

Mit vier Stahlstichen.

Wiesbaden:

Kreidel und Niedner, Verlagsbuchhandlung.



25186

36

UB BIELEFELD

6.18

990/4500815+01



K

KLZ

99

25186

36